

Prinz Eugen der edle Ritter

von

Felix Salten

Mit Bildern von
Mag Liebert



1 9 1 5

Verlag Allstein & Co, Berlin und Wien

Ein artiges Bübel



Auf einem Spaziergang war es, in den weiten, prangenden Gärten von Versailles. Hier blühte und lachte eine Welt für sich und schien von der großen Welt da draußen nichts zu wissen. Draußen, im Land ringsum und in der nahen Stadt Paris, gab es Armut und Elend. Hier aber war Reichtum und Ueppigkeit. Draußen, fern in den Dörfern und Städten, plagten sich die Menschen in engen, lichtlosen Stuben mit harter Arbeit. Hier aber war blauer Himmel, schöner, grüner Rasen, duftende Blumenbeete waren hier, und jeder Tag war ein Fest vom Morgen bis zum Abend. Hier wohnte Ludwig XIV., der mächtige Beherrscher Frankreichs, den man wegen seiner Prachtliebe und wegen des blendenden Glanzes, den er um sich verbreitete, den Sonnenkönig nannte. Er hatte sich das Märchenschloß von Versailles erbaut, hatte für sich die ungeheueren Gärten anlegen lassen, weil ihm keiner seiner

übrigen Paläste schön genug war, und weil er keinen davon für würdig hielt, einen Ludwig XIV. zu beherbergen.

Hier spazierten nun an einem linden Frühlingsmorgen die Herren und Damen des Hofes über die hellen Kieswege. Prachtvolle Karossen fuhren dahin, schaukelnd in hochgeschweiften Federn, gelenkt von goldlivrierten Kutschern, gezogen von prächtigen Pferden, denen weiße und bunte Straußenfedern von den Köpfen nickten. In goldenen Sänften schmiegteten sich holde Frauen auf seidnen Kissen, und flinke Läufer sprangen voraus, um jedes Hindernis auf dem Wege ihrer Herrschaft zu beseitigen.

Die Herren gingen in ihren kostbaren Hoffkleidern aus Samt und Seide, aus Brokat und mit wunderbaren Stickereien bedeckt. Zarte Spitzen fielen ihnen wie duftige Wölkchen aus der Halskrause die Brust herab. Mächtige Lockenperücken, bis auf die Schulter gleitend, deckten das Haupt. Die Damen stolzierten in weiten, rauschenden Kleidern, und das helle Tageslicht funkelte in ihren Juwelen, in den Perlenschnüren, die sie trugen, in den Diamantspangen, in den Saphiren, Rubinen und Smaragden ihrer Broschen und Ohrgehänge. Und wie hohe Turbane zierten fabelhaft kunstvoll aufgebaute

Frisuren ihren Scheitel. Freilich, im hellen Licht des Tages sah man auch die dicke Schminke, die sie auf Stirn und Wangen aufgelegt hatten, das falsche Rot, mit dem ihre Lippen bestrichen waren. Aber das schadete ihnen nicht weiter. Gemalte Wangen und geschminkte Lippen galten damals für schön, ja für schöner sogar als die frischen Farben, die die Natur einem jungen, gesunden Antlitz verleiht.

Während eine solche Gruppe von Damen und Herren plaudernd sich im Garten erging, kreuzte ein Trupp der Schweizer Garde, der zum Schloß marschierte, ihren Weg. Neben den Soldaten lief ein kleiner Junge einher, schmal schultrig und dünn, in einem braunen Röckchen. Er sah und hörte nichts von all der Menschenpracht und Blumen Schönheit dieses Gartens, sondern war ganz und gar in den Anblick der Schweizer versunken. Um mit den großen Männern Schritt zu halten, sprang und hüpfte er auf eine wunderliche Weise.

Einer von den Hofherren beobachtete ihn eine Weile, dann brach er in Lachen aus und rief: „Wer ist denn das Meffchen dort bei den Soldaten?“

Eine stattliche Dame mit vollen, gesunden Wangen und hellstrahlenden Augen spähte nun auch zu der

Truppe hinüber. Alle wurden aufmerksam, traten beiseite, um der fröhlichen Dame den Blick freizulassen, denn es war die Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans, die deutsche Liselotte, König Ludwigs des Vierzehnten Schwägerin. Liselotte lachte laut und wies mit der Hand nach dem Knaben: „Der dort? Das ist kein Aeffchen, wie Ihr glaubt, sondern ein rechtschaffenes Menschenkind, ein artiges Bübel, es ist einer von den Söhnen der Gräfin von Soissons.“

„Ein Carignan . . .?“ fragte der Herr verwundert.

„Ein Prinz von Savoyen?“ — „Ein Prinz von Gebliüt?“ fragten andere.

„Doch!“ bestätigte Liselotte. „Die Mutter hat den Kopf voller Intrigen und Geschäfte, nimmt sich nur wenig Zeit, für die Kinder zu sorgen, und läßt sie umherlaufen wie die Galopins —“ Sie unterbrach sich, erhob ihre Stimme und rief, ohne sich um das Zeremoniell zu kümmern, durch die hohle Hand: „Heda! Kleiner Mann — heda, Eugen — her zu mir!“

Der Junge vernahm den Ruf, hielt mitten in seinem Springen inne, wandte sich um und kam langsam heran.

Liselotte ging ihm entgegen und sagte scherzhaft, mit dem Finger drohend: „Ueber seinen Soldaten ver-

gibt der Musjö, wie es scheint, einer alten Base Guten Tag zu sagen, was?“

Eugen machte rasch sein Kompliment und blickte Liselotte zutraulich in die Augen.

Liselotte sprach, zu jenem Herrn gewendet, leiser: „Ein Aeffchen ist er nun gewiß nicht, das muß der Herr wohl zugeben, aber wie ein echter kleiner Stallener sieht der Knabe aus, hat eine braune Haut, als sei er von der Sonne verbrannt. Freilich, die Oberlippe ist zu kurz — sodaß ihm allzeit der Mund offensteht; und die zwei Schneidezähne sieht man immerzu wie bei einem Feldhasen.“

„Ach,“ sagte der Herr, „und die Nase ist ja so aufgestülpt, daß man meint, der Regen könne hineinfallen.“

„Daß er nur dem Kleinen die Stupsnase,“ erwiderte Liselotte, „da ist weder Mut drin und Entschlossenheit. Seh’ er doch die Blißaugen, die das Bübel hat, zwei brennende Kohlen.“ Sie wandte sich wieder zu Eugen: „Dich haben sie nun zum Abbé gemacht,“ lächelte sie.

Eugen sah betrübt auf sein geistliches Gewand herab.

„Er möchte lieber Soldat sein,“ erklärte sie dem Herrn an ihrer Seite.

„Nur Soldat,“ rief Eugen feurig. „Ich möchte den Degen führen und für Frankreich kämpfen.“

„Hört doch den Helden!“ lachte Liselotte. „Glaubt er, Frankreich warte nur auf seinen Degen?“ Weil sie aber sah, daß diese Worte den Prinzen schmerzten, klopfte sie ihm rasch die Wange und meinte: „Nun, sei er nur ruhig, mein kleiner, tapferer Vetter, er wird kein Abbé bleiben!“

Damit schritt sie weiter und alle übrigen folgten ihr.

Eugen stand allein. „Ich werde kein Abbé bleiben,“ wiederholte er leise und inbrünstig, dann rannte er den Soldaten nach, die sich schon gegen das Schloß zu entfernt hatten.

Abschied von Frankreich



In einem Gemach des väterlichen Palastes schritt der Prinz Eugen erregt auf und nieder. Seine Schwester saß still und aufrecht in einem Armstuhle und schaute teilnahmsvoll zu ihm auf. Eugen war seit jenem Tag in Versailles zum Jüngling gereift, und mit ihm war auch seine Sehnsucht nach dem Soldatenstand reifer, heißer und

durstiger geworden.

Eben erst war er vom Hof zurückgekehrt und bleich, finster blickend, hochatmend in das Zimmer getreten. „Abgelehnt!“ stieß er leise mit bebender Stimme hervor. „Der König hat meine Dienste zurückgewiesen, hat mich ermahnt, mein Leben der Kirche zu weihen statt dem Vaterland.“

Er begann im Gespräch auf und nieder zu schreiten. „Mehr noch! Mehr noch!“ sprach er weiter. „Der König hat mich verhöhnt, hat mich beleidigt! O, wie er uns alle haßt, dieser König.“

Er schwieg, als wolle er nicht weiterreden. So jung Eugen in diesem Augenblick seines Lebens war, so besaß er schon damals die große Gabe der Selbstbeherrschung. Er ließ sich auch nicht hinreißen, in Anklagen und Schmähungen auszubrechen, ließ sich auch durch die Ungnade Ludwigs XIV., die er soeben erfahren hatte, nicht zur Verzweiflung herabdrücken. Er überlegte. Er faßte den Inhalt seines jungen, achtzehnjährigen Lebens in dieser Stunde zusammen, prüfte seine Hoffnungen, seine Aussichten und rang nach einem Entschluß.

„Ich weiß,“ sagte er, „daß der König nichts von mir hält. Er mag ein großer Regent sein, der König, aber sein Blick bleibt an äußerlichen Kleinigkeiten hängen und vermag es nicht, in die Tiefe einer Menschenbrust zu dringen. Er liebt den Glanz und den Schmuck, und glänzende, geschmückte Leute blenden ihn. Weil ich diesen einfachen Rock trage, weil ich prunklos, weil ich in diesen meinen Kleidern unansehnlich bin, traut er mir kein Talent zu. Als ob gepuzte Kleider imstande wären, Schlachten zu lenken und Kriegspläne zu entwerfen! Er ahnt nicht, was in meiner Seele, was in meinem Geist vorgeht. Er lächelt über mich, er nennt mich den Abbé von Savoyen, den kleinen Abbé,

— nun, der kleine Abbé wird aus der Rutte springen, ob es der große König will oder nicht.“

Er schritt weiter. „Wie mächtig unsere Feinde an diesem Hofe sind! Wie der Herr Kriegsminister jetzt triumphieren wird! Ach, ich habe mich gedemütigt, als ich diesen Louvois um Anstellung im Heere bat. ‚Ihre Frau Mutter hat meinen Sohn abgewiesen,‘ entgegnete er mir höhnisch, ‚ich weise den Sohn Ihrer Frau Mutter ab.‘ Das war seine Rache. Er kann es nicht vergessen, daß die Mutter, daß unser prinzliches Haus von Savoyen es verschmäht hat, eine unserer Töchter mit seinem Sohn, mit einem Louvois zu vermählen.“ Eugens Schwester drückte ihr Spitzentuch vor die Augen.

Prinz Eugen aber blieb stehen und schaute umher.

„Was habe ich hier noch zu suchen?“ rief er aus, „was denn in diesem Land noch zu hoffen? Mein Vaterhaus steht verödet. Zweimal ist mein Vater in die Verbannung getrieben worden. Unsere Mutter lebt im Exil, weil Louvois' Verleumdungen sie von hier verjagt haben. Der König ist immer geneigt, unseren Feinden sein Ohr zu leihen. Er will unsere Dienste nicht, er verschmäht die meinigen. Ich hätte es voraus wissen sollen, daß ich vergeblich bitten werde.

Da Louvois, sein Minister, mich zurückgewiesen hat, hätte ich es mir ja denken können. Aber es ist gut so — ich habe es nun auch aus des Königs eigenem Munde, daß man mich hier verachtet! Jetzt bin ich frei, und jetzt“ — er hielt inne, atmete tief und sagte dann langsam: „Jetzt gehe ich zum Kaiser! Jawohl!“ fuhr er in höherem Tone fort, als antwortete er auf eine Frage, „nach Oesterreich will ich mich wenden, will in der Armee des Kaisers Dienste nehmen. Warum auch nicht? Steht nicht mein Bruder Julius schon in kaiserlichen Diensten? Wo für meinen Bruder Julius Platz ist, wird auch für mich noch ein Platz übrig sein: Julius ist tapfer, hat sich bei des Kaisers Fahnen schon ausgezeichnet, sie wissen also in Wien, was ein Prinz von Savoyen wert ist, und sie werden mich nicht zurückweisen.“

Er trat an seine Schwester heran und legte ihr die Hand auf die Schulter. „Ich gehe,“ sagte er fest. „Ich verlasse Frankreich, und ich schwöre es: Nur mit dem Degen in der Faust werde ich den französischen Boden wieder betreten!“ Dann verließ er das Gemach, rief seine Diener herbei und erteilte ihnen die nötigen Befehle zur Abreise.

Feuertaupe



Es war am 7. Juli 1683, da saß Prinz Eugen zu Pferd und war Soldat und tummelte sein Roß unter den anderen Offizieren, mitten im Frühlingssonnenschein, der die weite Donauebene bei Petronell überschimmerte. Noch nicht zwanzig Jahre zählte der Prinz, sah sich an der Schwelle der Laufbahn, von deren Durchmessen er Ruhm und Ehren erhoffte, sah die Hindernisse, die kürzlich noch in Frankreich seinen Weg verrammelt hatten, hier unter den Fahnen der deutschen Truppen beseitigt, und nun ging es gegen die Türken in den Kampf.

Von Kaiser Leopold I. war Eugen sehr gütig aufgenommen worden, als er im Winter nach Wien kam. Leopold war kein so strahlender Fürst wie Ludwig XIV. und seine Person war ohne den blendenden äußerlichen Glanz, der Ludwig umglühte. Dem König von Frankreich vor das Antlitz zu treten, war schier unerreikbaar. Wer all den vielen Höflingen, die ihn gleich

einer Mauer umsperrten, nicht zu schmeicheln verstand, oder wer nicht selbst großen Einfluß besaß, für den war es schwer, eine Unterredung mit Ludwig XIV. zu erlangen. Den Kaiser Leopold zu sprechen, war leicht. Er ließ jeden zu sich heran und hörte allen aufmerksam zu.

So hatte denn auch der junge Prinz Eugen kurz nach seiner Ankunft in Wien vor dem Kaiser erscheinen und ihm seinen Wunsch vortragen dürfen, seinen heißen Herzenswunsch: Soldat zu werden. Der Kaiser sah den schmalen, kleinen, schwächlich unscheinbaren Jüngling an, der da vor ihm stand, und lächelte unmerklich. Aber wie er dem blassen Jüngling in die dunkeln, von Geist und Entschlossenheit sprühenden Augen schaute, lächelte er nicht mehr, sondern nickte ihm freundlich zu und gewährte ihm augenblicklich seine Bitte.

Ein Prinz von Savoyen, dachte der Kaiser, der zweite Prinz, der aus Frankreich zu mir kommt! Zwei Brüder aus einem der edelsten Häuser, die sich vom König Ludwig abwenden und in meine Dienste treten! Und er freute sich, daß der König Ludwig, der mit seinem Glanz alle andern Herrscher verdunkeln wollte, doch so manchen Stern verlor. Kaiser Leopold sah

nicht so genau auf die äußere Pracht, mit der ein Mensch vor sein Antlitz trat. Er empfand nicht wie Ludwig beim Anblick des unansehnlichen Eugen Spottlust und Geringschätzung. Er erkannte den Feuereifer des jungen Mannes und nahm ihn ohne Zögern unter seine Offiziere auf.

Nun trabte Prinz Eugen wohlgemut mit der Reiterei seines Veters, des tapferen Markgrafen Ludwig von Baden, in den hellen Julimorgen hinaus. Er ritt mit seinem Bruder Julius von Savoyen und mit anderen Offizieren in des Markgrafen Gefolge und fragte sich ungeduldig, wie lange es wohl noch dauern könne, bis man dem Feind begegnen werde. Wie weit werden wir noch gegen Ungarn zu reiten, wie viele Tage werden vergehen, bis ich meinen Degen ziehen und fechten werde?

Im eben diesem Augenblicke hörte er den Markgrafen lachend sagen: „Ihr Herren, die türkischen Herrschaften sind nicht mehr weit, wie meine Kundschafter vermelden. Es wird wohl das beste sein, wenn ein jeglicher zu seiner Truppe sich begibt, damit wir bereit sind, denn die Türken kommen wie der Sturmwind daher und lassen uns keine Zeit, unseren Platz zu suchen.“

Eilig wandte Prinz Eugen sein Roß und wollte davonsprengen. Aber Prinz Julius rief ihn an, und die beiden Brüder reichten einander die Hand zum Abschied vor dem Kampf.

„Meine erste Bataille,“ sagte Eugen.

„Die erste Bataille, in der wir zusammen fechten,“ entgegnete Julius.

„Und noch für lange möge es nicht die letzte sein,“ sagte Eugen innig.

„Das steht bei Gott,“ rief der andere schon im Abreiten.

Prinz Eugen schaute dem Enteilenden einen Augenblick nach, zog grüßend noch den Hut vor dem Markgrafen Ludwig und begab sich zu seinen Reitern.

Langsam ging es vorwärts in das morgenfrische Land hinein. Da plötzlich schien die Erde wie unter einem jäh aufgrollenden Donner zu erbeben. Der Boden hob sich, als würden tausend Schleier aus den Schollen der Felder und aus dem Staube der Straße emporgerissen; gleich einer Wetterwolke kam es daher. Vorgestreckte Pferdehälse, blitzend geschwungene Säbelflingen, funkelnde Rüstungen, farbig glühende Turbane tauchten aus dem Dampf und Brodem, und ein gellendes, langgezogenes, tobendes Geschrei, wie



Die Feuertaufe

brandender Sturz von Gewässern: „Ulah! Ulah!“ Dazu das Reuchen und Schnauben der Rosse.

Hoch auf im Sattel richtete sich der kleine Prinz von Savoyen, ließ den Degen aus der Scheide fahren, stand in den Bügeln und jauchzte beinahe dem Feinde entgegen. Seine Reiter hatten vor der heranrasenden Sturmgewalt des Feindes zuerst erschrocken die Zügel verhalten. Nun sahen sie ihren kleinen, jugendlichen Anführer, von dem sie niemals eine besondere Meinung gehabt hatten, den wilden, gefürchteten Türkencharen entgegengaloppieren, als ginge es zum Tanz. Mit einem Ruck setzten sie ihren Pferden die Sporen ein. Panzerklirren erscholl, Dröhnen und Rasseln, wie das Regiment so dahinzupreschen begann. Frohes Aufjauchzen der österreichischen Burschen stieg da und dort zum Himmel. Dann wenige Sekunden später der furchtbare Anprall. Ineinander gewühlt die feindlichen Scharen, ineinander gewühlt ihre türkischen, deutschen, wallonischen und kroatischen Worte, ihr zorniges Rufen und Aufschreien, Stöhnen und Taumeln der Betroffenen. Das sausende Pfeifen der Pfeile und Kugeln, das Schnauben der Pferde, das Krachen der abgeschossenen Büchsen und Pistolen, das Rasseln der Harnische und Klirren der Schwerter.

Der Angriff der Türken war abge schlagen. Prinz Eugen hatte durch seinen tapferen Unge stüm die Wucht der türkischen Reiterei gehemmt, und aus dem Angegriffenen war zum Erstaunen der Türken nicht minder als zum Verwundern der eigenen Soldaten der Angreifer geworden und hatte die Ordnung, hatte die Linie des Feindes zerbrochen. Mit großen Augen blickten die altgedienten Soldaten auf ihren jungen Führer. Sie hatten ihn, als er zu ihnen ins Lager kam, spöttisch wegen seines braunen Röckchens den „kleinen Kapuziner“ genannt und hatten hinter ihm her gelacht. Jetzt lachten sie vor Siegerfreude und vor Bewunderung, denn der Kapuziner hatte sich geschlagen wie ein einfacher Mann und wie ein Held, war im dichtesten Gedränge allen voran gewesen, hatte die Bewegungen der Seinigen voll Umsicht und Ruhe befehligt, als sei er auf dem Schlachtfeld zu Hause und wisse in jedem Augenblick von selbst, worauf es nun eben ankomme. Die Türken flohen. Der Tag von Petronell war gewonnen.

Als aber Eugen, von der Verfolgung des Feindes zurückkehrend, sich wieder zum Heere versammelte, berauscht, tiefatmend vor Freude des Daseins, ward ihm eine traurige Botschaft. Sein Bruder Julius war ge-

fallen, war vielleicht schon tot. Mitten im Anlauf zum Kampf hatte ein Türkenfäbel sein Pferd durchbohrt. Das sterbende Tier hatte sich überschlagen, den Prinzen mit zu Boden gerissen, und sein eigenes Regiment war stürmend über ihn hinweggesprengt. Sie fanden ihn endlich auf dem Feld, er lebte, er atmete noch, aber er war gräßlich verwundet von den vielen Hufschlägen, die ihn getroffen, und der Sattelknopf hatte ihm beim Sturz den Brustkorb eingedrückt. Eugen brachte den Schwerverwundeten nach Wien und bot alle Kunst der Ärzte auf, ihn zu retten. Aber nach sechs schmerzreichen Tagen starb Prinz Julius von Savoyen.

Die Türken vor Wien



Dem Prinzen Eugen aber blieb nicht viel Zeit, seinen heimgegangenen Bruder zu beweinen. Die Zeiten waren wild und kriegerisch, und atemlos von den Ereignissen durchjagt. Mit unermesslichen Scharen zog der Großwesir Kara Mustafa näher und näher, überschritt die Grenze und brach in Niederösterreich ein. Gleich einer Sintflut wälzte sich das Türkenheer ins Land und strömte ins Wiener Becken. Kaiser Leopold hatte seine Residenz verlassen, die schon von den ersten Wellen der Türkenbrandung umspült wurde. Herzog Karl von Lothringen, der die kaiserliche Armee befehligte, hatte sich mit dieser bis nach Krems zurückgezogen. Die Stadt Wien ward von den Türken eingeschlossen, wurde hart belagert, und wenn ihre Bürgerschaft auch unter dem Grafen Rüdiger von Starhemberg auf das heldenhafteste Widerstand leistete, so zitterte man doch innerhalb und außerhalb

der Mauern Wiens um das Schicksal der alten herrlichen Stadt. Gelang es den Türken, Wien zu nehmen, dann lag ihnen der Weg nach Deutschland offen. Friedliche Entwicklung, abendländisches Wesen und deutsche Kultur waren dann in den österreichischen Erbländern vielleicht für immer vernichtet. Prinz Eugen war durch den persönlichen Schmerz, den ihm der Tod seines Bruders bereitet hatte, noch stiller und in sich gefasster geworden. Ein tiefer, männlicher Ernst ruhte auf dem Antlitz des zwanzigjährigen Jünglings und wurde noch düsterer, wenn er auf seinen Streifzügen mit der Reiterei durch das Marchfeld überall die Zerstörungen sah, die der Feind hier angerichtet hatte. Niedergebrannte Dörfer, zerstampfte Saaten, blutig verstümmelte Leichen, ausgeplünderte, zu Bettlern gewordene Landleute, das waren die Spuren, die der Türke überall zurückließ. Prinz Eugen sah es, und er gedachte der eingeschlossenen Stadt Wien und ihrer Not, und sein Herz brannte heiß in Begierde des Kampfes.

Voll fiebernder Ungeduld erwartete Karl von Lothringen, erwarteten alle seine Offiziere und mit ihnen Prinz Eugen die Ankunft des Polenkönigs Sobieski, der mit seinem stattlichen Heere zum Entsatz Wiens heranmarschierte. Endlich, im Augenblick der



Wie die Türken im Lande hausten

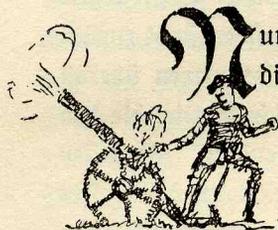
höchsten Gefahr, erschien der Tag, an dem sich die Truppen Sobieskis mit denen Karls von Lothringen vereinigten. Die Nacht vorher flammten vom Rahlenberg Feuerzeichen nieder und verkündigten den Wienern, daß die erhohnte Hilfe nahe sei, und vom Stephansturm stiegen Raketen empor zum Zeichen, daß die eingeschlossnen Bürger die Botschaft ihrer Retter verstanden hatten. Als dann die Sonne über dem weiten dunstigen Marchfeld zu einem neuen Morgen sich hob, begannen die kaiserlichen Truppen vereint mit dem Heere Sobieskis ihren Angriff. Jetzt warf sich Eugen in nicht mehr zu zügelnder Ungeduld mit seinen Dragonern in das Schlachtgetümmel. Mit furchtbarem Stoß durchbrach er die Reihen der Türken, ritt alles vor sich in den Staub, bohrte sich einen Weg durch den dichtesten Schwarm der Belagerer, wie man sich durch niedereres Gestrüpp mit blanker Waffe einen Pfad haut, und war richtig der erste von allen, der mit seinem Regiment vor den Mauern Wiens anlangte.

Laute Jubelrufe begrüßten ihn von der Bastei herab, als er mitten durch das Gewühl der verwirrten Feinde zum Schottentor angesprengt kam. Graf Rüdiger von Starhemberg, der auf der Festungsmauer war, befahl einen Ausfall. Das Tor wurde geöffnet,

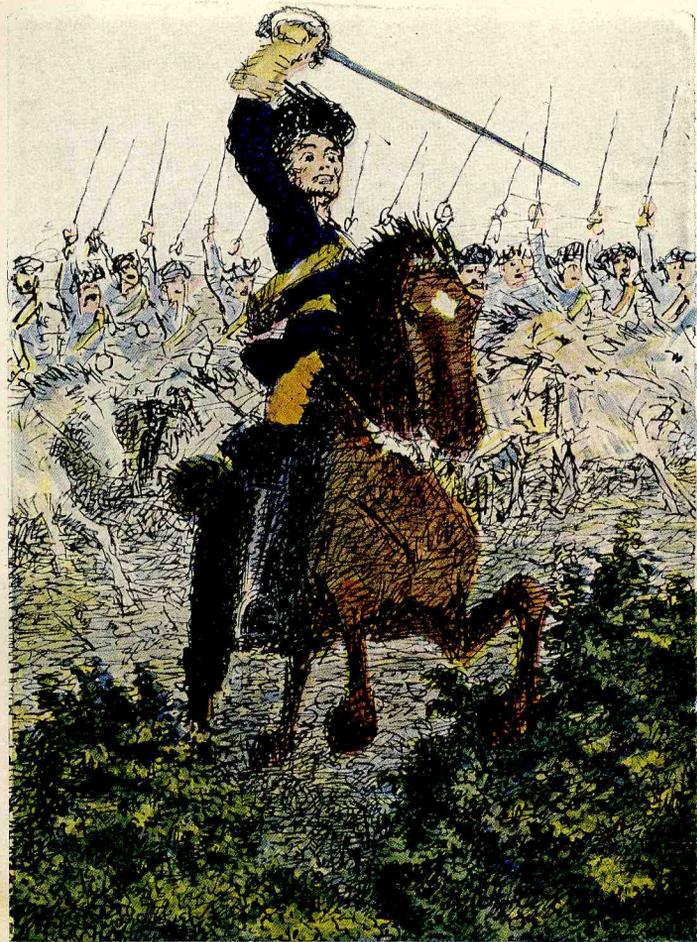
und zusammen mit dem Prinzen Eugen nahm nun der Graf von Starhemberg die Verfolgung des Feindes auf, der rund um Wien von der ganzen kaiserlichen Armee vernichtet wurde. — Wien war befreit.

Kurze Frist nach diesem glorreichen Tage kehrte Kaiser Leopold aus Linz in seine Residenzstadt zurück. Die Spuren des schrecklichen Kampfes waren überall zu sehen. Aber auch die unermessliche Beute, die den Siegern aus dem eroberten Türkenlager zugefallen war, konnte vor Leopold ausgebreitet werden. Der Kaiser ging überall umher, half und dankte, linderte die Armut und teilte Belohnungen aus. Nach der großen Heerschau, die er über die Truppen hielt, ernannte er den Prinzen Eugen zum Obersten und versprach ihm das erste Regiment, dessen Kommando frei werde. Wenige Wochen darauf erfüllte der Kaiser sein Versprechen und verlieh dem Prinzen das ledig gewordene Dragonerregiment Ruffstein, das von dieser Stunde an bis auf den heutigen Tag den Namen Prinz Eugen von Savoyen führt. Eugen hat das Regiment bis an sein Lebensende beibehalten, hat ihm seine größte Aufmerksamkeit zugewendet und eine Mustertruppe daraus gemacht, die den anderen Regimentern der kaiserlichen Armee zum Beispiel wurde.

Erstürmung von Ofen



Wun war für die kaiserlichen Truppen die Zeit gekommen, sich den Türken an die Fersen zu heften. Karl von Lothringen rückte in Ungarn ein, trieb die Türken vor sich her und drang bis zu den Mauern der Festung Ofen. Ueberall war der Prinz Eugen mit seinen Dragonern dabei. Er ließ es sich angelegen sein, der türkischen Reiterei, die gerne plündernd, sengend und brennend umhersehweifte, die Lust an solchen Raubzügen zu nehmen. Waren die Muselmänner auf ihren arabischen Pferden schnell, so war Prinz Eugen mit seinen Dragonern noch viel flinker. In der Schlacht aber wurde das Regiment des Prinzen Eugen von Savoyen fortan zuerst dort verwendet, wo es galt, einen heftigen Stoß auszuführen und die feindlichen Reihen zu erschüttern, denn der jugendliche Dragoner-oberst war nun schon als ein Meister des heftigen, jeden Widerstand niederrennenden Angriffs bekannt. So



Prinz Eugen an der Spitze seiner Reiter

machte er auch die Schlacht von Gran mit, in der ein neuer glänzender Sieg über die Türken errungen wurde.

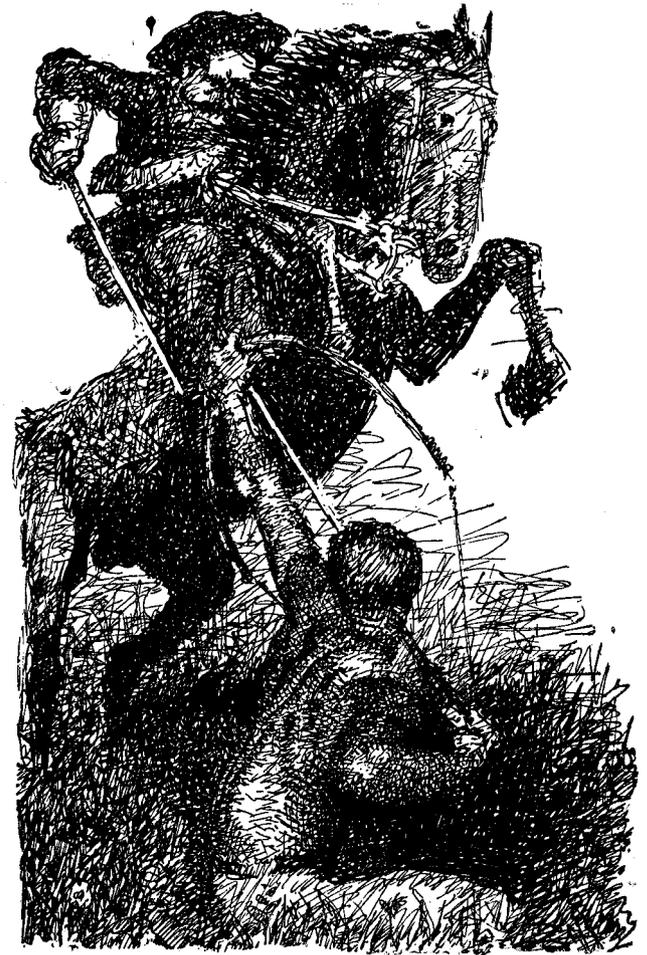
In Wien sagte dann der Markgraf Ludwig zum Kaiser, indem er auf Eugen wies: „Dieser junge Savonarde wird mit der Zeit alle diejenigen erreichen, welche die Welt jetzt als große Feldherren betrachtet.“ Aus seinen matten dunkeln Augen blickte der Kaiser wohlwollend zu Eugen hin, und noch am selben Tage ernannte er ihn zum Generalfeldwachtmeister.

Es war aber beschlossen worden, daß man den Türken die starke Festung Ofen wieder abnehmen wolle. An 150 Jahre hausten sie schon hinter diesen festen Mauern, in denen einst der Kaiser geboten hatte, und sie beherrschten von hier aus Ungarn. Den Fall Ofens hatte der Kaiser beschlossen, der Herzog Karl von Lothringen, des Kaisers oberster Feldherr, hatte ihn beschlossen, Graf Rüdiger von Starhemberg; und mit ihnen wartete, hoffte und bangte ganz Europa auf den Fall der Festung Ofen. Der Papst, der König von Spanien und viele deutsche Fürsten sandten dem Kaiser Geld und Truppen, und mit großer Sorgfalt wurde der neue Türkenkrieg vorbereitet.

Prinz Eugen war um diese Zeit in Madrid, wohin

ihn der Kaiser mit einem besonderen Auftrag an den spanischen Hof gesandt hatte. In Madrid sah Eugen seine Mutter wieder, die noch immer in der Verbannung lebte und herbeigeeilt war, um ihren Sohn zu begrüßen. Als Knaben hatte sie ihn einst verlassen, da sie vor dem Zorn des Königs Ludwig aus Paris flüchten mußte; nun fand sie ihn als jungen, hochberühmten Mann wieder. Eugen aber, der von den Kriegszurüstungen in Wien Kenntnis hatte, verließ Madrid so rasch er nur vermochte und eilte nach Oesterreich, weil er fürchtete, den Beginn des Feldzuges zu versäumen.

Er kam noch zurecht und marschierte mit seinen Dragonern in der kaiserlichen Armee gradaus nach Ofen. Am 21. Juni 1686, drei Jahre nach der Befreiung Wiens, begann die Belagerung der Festung. Und acht Tage später hatte sich Eugen wiederum neue kriegerische Ehren erobert. Das war am 29. Juni. Da versuchten die Türken einen Ausfall aus der Festung. Janitscharen und Spahis ergossen sich plötzlich aus den heimlich geöffneten Toren und griffen das Lager der Kaiserlichen an. Mit zwei Schwadronen nur warf sich ihnen Eugen entgegen, aber eine solche rasende Wucht war in seinem Anreiten, so geschlossen blieb seine Schar und so unwiderstehlich war ihr An-



Reiter und Bogenschütze

prall, daß die Feinde fast augenblicklich davon zersprengt wurden. In wildem Erschrecken machten sie kehrt und wandten sich zur Flucht. Eugen und seine Reiter aber, hinter ihnen drein, trieben sich wie ein Keil in die Menge und achteten nicht einmal darauf, daß sie mitten unter die feindlichen Scharen geraten waren. Die fluteten rings um sie her und hätten sie erdrücken können. Aber in ihrer Verwirrung dachten die Türken gar nicht mehr an Widerstand, liefen und liefen, und Eugen verfolgte sie bis an die Festungstore.

Wochenlang rauschte in blutigen Wellen der Kampf um Ofen. Am 27. Juli wurde Eugens Pferd bei einem Sturm erschossen und brach unter ihm zusammen. Am 3. August erhielt er selbst bei einem neuen Sturmangriff einen Pfeilschuß in die Hand. Am 14. August versuchte der Großwesir, mit einem starken Heer anrückend, Ofen zu entsetzen, aber er wurde in einem blutigen Treffen zurückgeschlagen und seine Truppen wurden aufgerieben. Eugen durfte zur Belohnung seiner Tapferkeit die Siegesnachricht selbst nach Wien bringen. Er tat es, blieb aber nur wenige Stunden in Wien, denn er hatte Eile, wieder ins Lager zurückzukehren, wollte er doch in der Stunde der Entscheidung mit dabei sein. Und die Entscheidung kam. Am 2. September fiel die

Festung Ofen, heldenmütig von den Türken verteidigt, heldenmütig von den Kaiserlichen erobert.

Markgraf Ludwig und Prinz Eugen wurden mit zwölf Regimentern den Türken nachgesandt. Sie eroberten noch fünf andere wichtige Städte, und auch dieser Türkenfeldzug war beendigt.

Am Berge Sarfan



Über nicht für lange durfte Eugens siegreicher Degen in der Scheide ruhen. Er kehrte aus dem Felde nach Wien zurück und begab sich sofort auf eine Bergnütungsreise. Mit den jungen Prinzen, die in diesem letzten Kriege unter des Kaisers Fahnen gefochten hatten, fuhr er nach Venedig, um dort den Karneval zu verleben.

Venedig war damals noch ein mächtiger Staat, reich, unabhängig und durchbraust von Lustbarkeit. Zur Zeit des Karnevals jedoch strömten aus allen Ländern die vornehmen Herren in der zauberhaften Stadt zusammen, um sich hier zu vergnügen. Prinz Eugen wurde glanzvoll empfangen. Jetzt war er schon weithin in Europa berühmt, alles drängte sich, ihn zu sehen, und die Signoria, der Adel und der Doge von Venedig wetteiferten miteinander, den jungen

Türkenbestieger zu feiern. Prinz Eugen aber blieb inmitten all dieses Glanzes, inmitten all der Lobeserhebungen und der frohen Feste, die zu seinen Ehren veranstaltet wurden, gelassen, ernst, still und zurückhaltend, sein ganzer Sinn und sein ganzes Herz waren schon bei neuen Kämpfen.

Daran sollte es nun auch nicht fehlen. Denn kaum war er nach Wien heimgekehrt, mußte er schon wieder seinen Harnisch anschnallen, zu Pferde steigen und losreiten. Wieder gegen die Türken. Die hatten inzwischen um Frieden gebeten und verspürten keine Lust mehr, sich mit den Oesterreichern zu schlagen. Aber der Kaiser Leopold wollte es anders. Nun, da er so oft gegen die Türken siegreich gewesen, forderte er, daß sie alle Provinzen, die sie geraubt hatten, wieder herausgeben sollten.

So ging es denn also wieder hinaus in die ungarischen Schlachtfelder.

Und es war wieder ein sommerlicher Morgen, als die beiden feindlichen Heere am 12. August 1687 unweit von Mohacs aufeinandertrafen. Auf den sumpfigen Schlachtfeldern von Mohacs hatte hundertundeinundsechzig Jahre vorher König Ludwig von Ungarn sein Land und sein Leben an den Sultan Soliman ver-

loren. Diese Gegend hier hatte die Türken fast immer siegreich gesehen, und so stellten sie sich denn auch heute, gestützt auf ein wohlbefestigtes Lager, den kaiserlichen Truppen voll Zuversicht entgegen.

Langsam, in dicht geschlossenen Reihen, marschierten die Kaiserlichen vorwärts. Wie eine wandelnde Mauer kamen sie daher. Und die wilden Angriffe der Türken zerbrachen an dieser eisernen Front, wie Wellen an einem Damm aufschäumen und zerstäuben. Den Türken gelang es nicht, die Ordnung der deutschen Truppen zu erschüttern, es gelang ihnen nicht, in diese wandelnde Mauer eine Bresche zu sprengen, sie mußten schrittweise zurückweichen, wurden langsam, aber mit unwiderstehlicher Sicherheit vom Schlachtfeld verdrängt. Und da sie nun nicht drauflos hauen und stürmen konnten, wie sie es gewohnt waren, gerieten sie in Verwirrung, verloren den rechten Mut, verloren ihre wilde Laune, machten kehrt und wollten sich in ihr verschanztes Lager zurückziehen.

Jetzt war der Augenblick gekommen, die Reiterei vorstoßen zu lassen, damit sie den Rückzug der Türken stören, ihre Scharen auflösen und ihnen schwere Verluste beibringen sollte. Jetzt freute sich das ganze kaiserliche Heer, den Prinzen Eugen von Savoyen hervor-

brechen zu sehen wie Gottes Donnerwetter. Und der Prinz Eugen sprengte los mit seinen Kürassieren. Gleich Sturmwind und Hagelschlag segte er in die Türken scharen hinein und trieb sie in regelloser Flucht vor sich her. Der bleiche Schrecken ergriff sie, und so schnell sie nur konnten, versuchten sie das Lager zu gewinnen, um sich hinter diesen schützenden Wällen zu verbergen.

Prinz Eugen aber hatte es anders beschlossen. Er war nicht zufrieden damit, das Schlachtfeld zu säubern, und ihm genügte es heute keineswegs, die Türken in ihr Lager zu werfen.

Er wollte gleich den ganzen Kampf entscheiden, wollte die Feinde mit einemmal völlig über den Haufen rennen. Die Kürassiere, die hinter ihrem Führer eingehergaloppierten, dachten nicht anders, als daß vor den Schanzen des Türkenlagers die Attacke und Verfolgung zu Ende sei. Der Herzog von Lothringen, der den Prinzen Eugen ausgesandt hatte, dachte nicht anders, als daß die Reiterei vor dem Türkenlager umkehren werde, und die Türken dachten dasselbe.

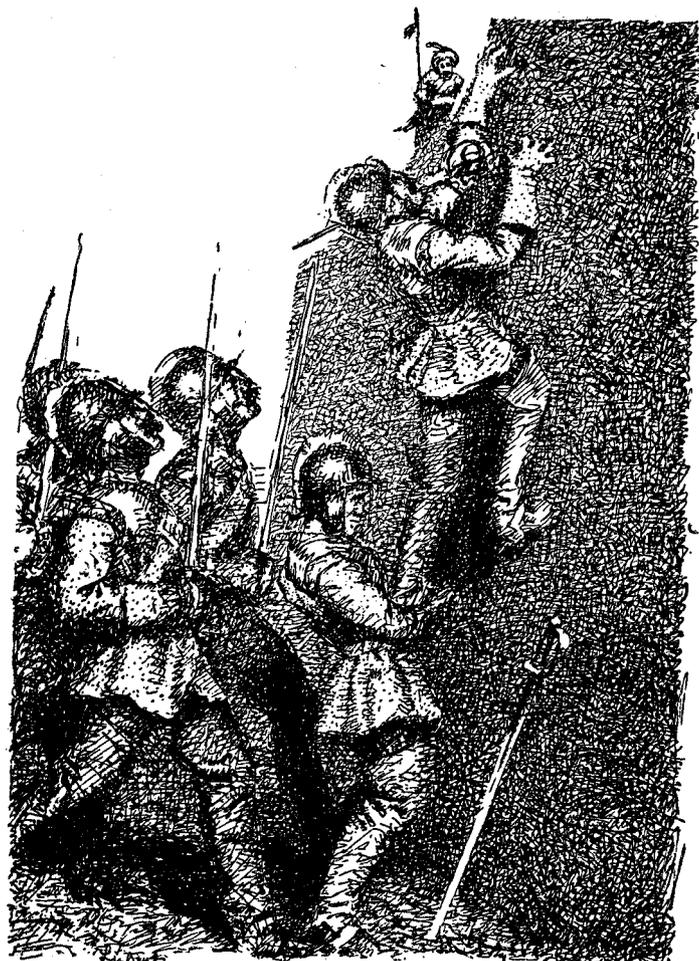
Prinz Eugen aber, als er schon dicht an die feindlichen Wälle herangeritten war und nun zu Pferde nicht mehr weiter konnte, sprang plötzlich aus dem

Sattel. Abstigen! war sein Befehl, aber noch ehe er ihn ausgesprochen, waren die Kürassiere seinem Beispiel gefolgt und abgeseffen.

Doch schon wieder war ihnen Prinz Eugen voraus. Er hatte den Degen zwischen die Zähne genommen und schickte sich an, die Schanzen des Türkenlagers zu erklettern. Begeistert stürzten die Kürassiere hinter ihm her.

Verblüfft sahen die Türken diesen neuen unerwarteten Angriff, erstaunt und bewundernd sahen der Herzog von Lothringen und das ganze Heer auf dieses kühne Unternehmen. Ein kurzer, wilder Kampf entspann sich, aber die Türken, von einem jähen Entsetzen ergriffen, vermochten nicht lange standzuhalten. Die Kaiserlichen eilten mit ihrer ganzen Macht den Kürassieren zu Hilfe, und binnen kurzem war das feste Lager erstürmt, war die türkische Armee daraus verjagt und über das Land hin zerstreut. Unermeßliche Beute fiel in die Hände der Sieger.

Die tapfere Geistesgegenwart des Prinzen Eugen und seine Kraft raschen Entschließens hatten diese Schlacht gewonnen. Zum Dank dafür wurde er mit der Freudenbotschaft nach Wien gesendet. Als er in die Hofburg kam, verbeugten sich die stolzesten und einfluß-



Abgeseffene Kavallerie erstürmt ein türkisches Lager

reichsten Höflinge vor dem „kleinen Kapuziner“, über den sie vor einigen Jahren noch hochmütig hinweggeblickt hatten. Der Kaiser verehrte ihm sein Bild in einem mit Diamanten besetzten Rahmen und ernannte den jungen General zum Feldmarschall-Deutnant. Eugens Ruhm leuchtete wieder einmal durch ganz Europa. Er selbst aber vergönnte sich nur wenig Rast. Ihn drängte es, ungesäumt wieder zur Armee nach Ungarn zurückzukehren, wo man weiter siegreich gegen die Türken kämpfte.

Verwundet



Wenn jetzt hatte sich das Blatt gewendet. War man früher von den Türken angegriffen worden und froh, wenn es gelang, sich ihrer ländergerigen Eroberungszüge zu erwehren, so konnte man jetzt selber gegen diese Feinde zum Angriff vorgehen. Man hatte die Türken zweihundert Jahre gefürchtet. Jetzt aber fürchtete man sie nicht mehr. Der größte Teil Ungarns war ihnen entrisen worden, und nun wollte der Kaiser Leopold sie ganz aus Ungarn hinauswerfen. Ja, der Kaiser wollte jetzt Belgrad haben. Schon einmal hatte er seinen Wunsch auf diese Feste gerichtet, aber er hatte darauf verzichten müssen, denn damals waren die Türken in Ungarn noch zu mächtig. Jetzt dagegen schien der Weg nach Belgrad, wenn auch noch nicht frei, so für eine tapfere Armee doch beschreitbar. Und Kaiser Leopold wollte, daß seine Armee diesen Weg schreite. Er war in manchen Dingen wankelmütig und schwer von Ent-

schließen. Doch in dieser Sache war er felsenfest. Er wollte Belgrad.

Und er bekam es. Ein Jahr war kaum vergangen seit der Schlacht auf dem Berge Harfan, da stand das kaiserliche Heer vor der Festung. Nur drei Wochen dauerte die Belagerung. Am 15. August wurde das Feuer in den Laufgräben eröffnet, und am 6. September gab der Kurfürst Emanuel, der den Oberbefehl innehatte, das Zeichen zum Hauptsturm. Mit Ungestüm drangen die Kaiserlichen in die Breschen. Aber da gewahrten sie, daß sich die Türken innerhalb der Mauern noch einmal durch einen neuen Wall und Graben verschanzt hatten. Jetzt entbrannte ein heißes Ringen. Im dichtesten Gewühl kämpfte Mann gegen Mann, und mitten drinnen fochten der Kurfürst Max Emanuel und der Prinz Eugen wie Löwen. Der Kurfürst war von einem Pfeil ins Gesicht getroffen und verwundet worden. Schlimmer erging es dem Prinzen Eugen. Ein Janitschar hatte ihm den Helm gespalten. Der Prinz streckte den Angreifer nieder. Wer sich Aug' in Aug' an ihn wagte, der erlag seinem Degen. Aber eine Mustetenkugel traf ihn ins Bein oberhalb des Knies, und der Prinz mußte das Kampfgetümmel verlassen. Hestig schmerzte die tiefe Wunde, heftiger noch,

daß er für heute nicht mehr fechten konnte. Langsam wurde er durch die Reihen der Krieger geführt, die bestürzt ihren viel bewunderten und geliebten General bleich, barhaupt und blutend von dannen wanken sahen. Als er aber außerhalb des Schlachttreibens sanft auf ein Ruhelager gebettet wurde und die Aerzte sich um ihn bemühten, erblickte er auf den Zinnen der Festung die weiße Fahne flatternd emporsteigen. Sie flatterte als ein Zeichen, daß sich die Türken auf Gnade und Ungnade ergeben wollten. Belgrad war erobert.

Monatelang brauchte Prinz Eugen zu seiner Heilung. Die Wunde am Knie wollte sich nicht schließen. Die Kugel konnte lange nicht gefunden und entfernt werden. Knochensplinter lösten sich und gingen ab, und das lange Siechtum machte den Prinzen ganz schwach. Er war ohnedies zart von Gesundheit, war klein und schmalbrüstig, zählte jetzt erst fünfundzwanzig Jahre und hatte seine Kräfte in manchem Feldzug nicht geschont. Er begann zu husten, die Aerzte sprachen von einem Lungenleiden, und man fürchtete für sein Leben.

Aber seine standhafte und zähe Natur trug schließlich doch den Sieg davon.

Wider Frankreich



Der Kaiser Leopold befand sich um jene Zeit in einer eigentümlichen Lage. Er hatte nun freilich vor den Türlen eine Weile Ruhe. Seine tapferen Truppen hatten den Sultan aus dem größten Teil von Ungarn vertrieben. Belgrad war erobert, und der Kaiser wäre am liebsten noch schärfer, noch nachdrücklicher gegen die Türken vorgegangen, hätte sie gerne noch weiter zurückgedrängt und ihnen noch einige blühende Provinzen abgenommen. Allein ihm drohte jetzt von einer ganz anderen Seite die größte Gefahr. Nicht von den Türken, nicht vom Sultan, nicht von den Barbaren, sondern von Frankreich, von einem König, der eine österreichische Prinzessin zur Mutter hatte, von Ludwig dem Vierzehnten. Zwei große Herrscher gab es damals in Europa, die vereint der ganzen Welt hätten Troß bieten können, die aber durch ihren Wettstreit die ganze Welt in Verwirrung stürzten. Das waren eben Ludwig XIV. und Kaiser

Leopold I. Zwei Menschen von größerer Verschiedenheit lassen sich gar nicht denken. Schon ihre beiden Hofhaltungen waren zwei ganz voneinander verschiedene Welten. Der Hof von Paris war üppig, festlich, schwelgerisch, sittenlos. Der Hof zu Wien war einfach, ohne Verschwendung, still und fromm. Ludwig war glänzend von äußerem Ansehen, prachtliebend, energisch, ränkevoll, unruhigen Geistes und unternehmungslustig. Leopold war nicht schön, sein blasses Gesicht mit der großen Nase, der breit herabhängenden Unterlippe und den großen, immer ein wenig matten Augen war voll Ernst und Gutmütigkeit und sah in der Umrahmung seiner mächtigen schwarzen Perücke nur noch schmaler aus. Er war unentschlossen in seinen Handlungen, freundlich, aber feierlich in seinem Wesen und freigebig gegen Arme und Bittsteller bis zur Schwäche.

Dabei wäre es schwer zu entscheiden, welcher von beiden eine größere Meinung von sich und von seiner fürstlichen Stellung gehabt hatte. Ludwig war herrschsüchtig, war ehrgeizig und hielt sich für den allerersten und allergrößten Monarchen des Erdkreises. Er sprach es wiederholt und bei allen Gelegenheiten aus, daß sein Wille für seine Untertanen wie ein heiliges und hohes Gesetz gelten und befolgt werden müsse. Kaiser Leopold

wieder hielt die Habsburger Krone, die er trug, für das ehrwürdigste Diadem der Welt. Er war nicht herrschsüchtig, denn in ihm lebte das unerschütterliche Gefühl, daß er ohnehin von Gottes Gnaden dazu ausersehen sei, zu herrschen. Er war nicht ehrgeizig, denn er glaubte nicht, daß höhere Macht, als ohnehin schon in seine Hand gegeben war, sich noch gewinnen ließe. Ja, er war nicht einmal sonderlich darauf erpicht, seine Feinde aus dem Feld zu schlagen, denn er war überzeugt, daß Gott selbst schon zur rechten Zeit eingreifen und seine Feinde demütigen werde. Deshalb fürchtete sich Leopold auch niemals, und selbst in der ärgsten Bedrängnis hat man ihn nicht verzagt gesehen. Er hat es denn auch niemals ausgesprochen, daß sein bloßer Wille schon als ein Gesetz gelten müßte, denn er hielt es ohne weiteres für selbstverständlich.

Ludwig XIV. richtete seine Blicke nun überall dorthin, wo sich ihm Länder und Provinzen boten, die er nehmen konnte. Er wußte sich im Besitz großer Schätze, bedeutender Einnahmen und zahlreicher Soldaten. Damit, dachte er, kann man schon Krieg führen. Er wußte auch, daß der Kaiser nur sehr wenig Geld besaß und deshalb auch nur sehr wenig Soldaten halten konnte. Der Kaiser war, wenn er Krieg führen mußte, immer

auf den Beistand der deutschen Reichsfürsten angewiesen. So trachtete Ludwig vor allem danach, dem Kaiser so viele Reichsfürsten als möglich zu entfremden und sie zur französischen Partei herüberzuziehen. Leopolds Siege über die Türken wollten ihm nicht gefallen und erregten seine Eifersucht. Jetzt fiel er immer wieder mit kriegerischer Gewalt in Deutschland ein, ließ wichtige Provinzen und Landstriche am Rhein besetzen und verwüsten, riß feste Städte an sich, machte sich Elsaß und Lothringen zu eigen und begann zuletzt seine Begierde auch auf Italien zu richten.

Da mußte denn auch Kaiser Leopold daran denken, diesem Treiben entgegenzutreten. Er zögerte und zauderte jedoch, denn er hätte wohl gerne den König von Frankreich angegriffen und geschlagen, zugleich aber wollte er den Krieg gegen die Türken, den er für eine heilige Sache ansah, nicht unterbrechen. Prinz Eugen meinte, man müsse den Türken, denen man jetzt ohnehin eine starke Faust gezeigt hatte, den Frieden, um den sie baten, bewilligen und dafür die ganze ungetheilte Truppenmacht gegen Ludwig wenden. Der Abgesandte des Papstes aber beredete den Kaiser, seine Armee zu teilen, den Kampf im Osten gegen die Muselmänner fortzusetzen und zugleich im Westen den Kampf

mit dem Franzosenkönig aufzunehmen. Leopold entschloß sich endlich für die Meinung des päpstlichen Nuntius. Die an und für sich schwachen Streitkräfte sollten geteilt werden und in zwei Fronten gegen zwei überlegene Feinde Krieg führen. Als Prinz Eugen dies vernahm, war er sehr aufgebracht. „Nur ein Mönch“, so rief er aus, „kann solch einen Rat geben!“ Damit wollte er sagen, daß er sehr wohl wisse, von wem dieser Ratschlag ausgegangen sei, und wollte sagen, daß ein Priester von der Kriegskunst nichts verstehe. Aber was konnte das helfen? Eugen mußte sich fügen und erhielt den Befehl, sich auf die italienischen Schlachtfelder zu begeben. Dort sollte er seinem Vetter, dem regierenden Herzog von Savoyen, gegen Frankreich Beistand leisten und gemeinsam mit italienischen und spanischen Truppen und Generalen operieren. Für seine Tatkraft, seinen Ehrgeiz und für seine Geduld war das eine schwere Zeit und eine harte Schule. Seine kühnen Pläne drangen im Kriegsrat nicht durch. Er wurde niedergestimmt und sah sich auf allen Seiten gehemmt. Dazu geriet er noch in eine peinliche Lage, denn er merkte bald, daß sein Vetter, der Herzog von Savoyen, heimlich mit Frankreich verhandelte und die Sache des Kaisers verriet. Er liebte

seinen Vetter, aber er teilte dessen Untreue doch sofort dem Kaiser mit. Nicht wenig enttäuschte und behinderte ihn hier auch die Haltung der spanischen Truppen und ihrer Führer. Das waren nicht mehr die berühmten Spanier, die noch kurz zuvor für die besten und tapfersten Soldaten Europas gegolten hatten. Eugen sprach es unumwunden aus, daß er nichts von ihnen halte . . . „Alles, was ich jemals von den Spaniern gehört habe,“ schrieb er, „gleicht nicht im entferntesten demjenigen, das ich nun von ihnen sehe. Ich begreife immer mehr, daß ihre Absicht die ist, nichts zu tun.“ Eugen erkannte als einer der ersten den Niedergang Spaniens, das denn auch von da ab immer mehr und mehr aufhörte, in Europa eine große Rolle zu spielen.

Trotz aller Hindernisse aber leistete Eugen in Italien, was er nur vermochte. Unaufhörlich hielt er den Feind in Atem, unaufhörlich überraschte und beunruhigte er die Franzosen und fügte ihnen allen erdenklichen Schaden zu. Er rettete bei Strassarta den Herzog von Savoyen vor einer großen Niederlage und brachte die Franzosen um einen entscheidenden Sieg. Er vereitelte die Belagerung von Cuneo. Ja, er konnte es sogar wagen, in Frankreich einzudringen. Bis nach Grenoble rückte er vor und vergalt Ludwig XIV., was

seine Truppen durch ihr wüstes Sengen und Brennen in den Rheinlanden verschuldet hatten. Die Zaghaftigkeit der übrigen Generale jedoch bestimmte ihn, bei Grenoble haltzumachen und umzukehren.

Das stolze Wort aber, das er einst ausgesprochen, als seine Dienste vom König Ludwig spöttisch verschmäht worden waren, das Wort, er wolle Frankreichs Boden nur mit dem Schwert in der Faust als feindlicher Feldherr betreten, hatte er jetzt erfüllt. Und noch einer höheren Sache hatte er gedient. Denn ihm allein war es zu danken, daß die Franzosen in Italien keinen wirklichen Erfolg erringen konnten. Auf den deutschen und holländischen Schlachtfeldern wurden sie unterdessen durch Wilhelm von Dravien besiegt, und so war es gelungen, die Raublust und Machtbegier zu dämpfen und zu demütigen. Ein großes Werk. Der stolze König Ludwig mußte sich entschließen, die Länder, die er ohne alles Recht an sich gerissen, wieder herauszugeben. Als dann im Herbst 1697 der Friede von Ryswyk, der für den König von Frankreich keineswegs ehrenvoll war, zustande kam, da mochte Ludwig wohl denken, wie sich alles doch anders gestaltet haben würde, wenn er den „kleinen Abbe“ nicht ausgelacht und weggeschickt, sondern in seine Dienste genommen hätte.

Die Schlacht bei Zenta



Wie aber sah es indessen mit dem Türkenkrieg aus? Nun, der Prinz Eugen hatte recht gehabt, als er dem Kaiser widerriet, in zwei Fronten im Osten und im Westen zu kämpfen. Sultan Mustafa II., der inzwischen zum Thron gelangt war, zog siegend, mordend und plündernd durch Südungarn. Belgrad war dem Kaiser schon wieder verlorengegangen, und noch weitere, schlimmere Verluste drohten ihm, noch schwerere Niederlagen schienen bevorzustehen. Die Türken waren wieder einmal eine große Gefahr geworden.

In der Hofburg zu Wien trat nun der kaiserliche Kriegsrat zusammen, um zu beschließen, welchen General man wohl mit dem Befehl über die Armee in Ungarn betrauen sollte. Denn jetzt, da der Friede von Ryswyk dem Kaiser wieder ein wenig freie Hand ließ, sah man die Notwendigkeit vor sich, auch mit den Türken endlich schärfer ins Zeug zu gehen. So hatte

sich nun der Hofkriegsrat versammelt, eine Behörde, die damals ungefähr dieselben Aufgaben hatte wie heute das Kriegsministerium. Die Mitglieder des Hofkriegsrates zogen niemals oder doch nur in Ausnahmefällen selbst ins Feld. Aber sie verwalteten das Heerwesen, bewilligten den Sold und den Proviant für die Truppen, bestimmten ihre Zahl und oft auch ihre Bewegungen, und schrieben dem Feldherrn, den sie ernannten und beaufsichtigten, manchmal sogar auch den Kriegsplan vor. Jetzt saß der Kaiser Leopold dabei, als die Herren sich besprachen, hörte aufmerksam und freundlich zu, schaute mit seinen gutmütigen, matten Augen vor sich hin und ließ die Unterlippe breit herabhängen. Graf Rüdiger von Starhemberg aber, der bei der Türkenbelagerung die Stadt Wien so heldenhaft verteidigt hatte, war jetzt Präsident des Hofkriegsrates, nahm das Wort und sagte: „Der Prinz Eugen von Savoyen soll Befehlshaber sein in diesem Krieg.“ Und er fügte hinzu: „Ich weiß niemand zu nennen, der mehr Verstand, Erfahrung, Fleiß und Eifer zu des Kaisers Dienst, der eine großmütigere und uneigennützigere Gesinnung, der die Liebe der Soldaten in höherem Grade besitzt als der Prinz!“ Das war ein großes Wort und ein stolzes Lob. Denn da gab es

viele alte, weißhaarige Generale, die in hundert Schlachten für das Reich gefochten hatten, und Eugen war noch ein junger Mann, zählte damals zweiunddreißig Jahre, der Graf Starhemberg aber sagte trotzdem von ihm, daß er mehr Verstand und Erfahrung habe als ein anderer, und niemand widersprach ihm. Hatte doch jeder bei sich dieselbe Meinung, sprach es doch das Volk in den Straßen Wiens laut und unverbohlen aus, daß es keinen besseren Mann gäbe als den Prinzen Eugen.

Und der Kaiser, der zu des Grafen Starhembergs Worten gar freundlich genickt hatte, dachte in seinem Herzen daselbe.

Anfangs war es freilich nur bestimmt, Eugen solle dem Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, der des Kaisers Armee befehligte, als zweiter Feldherr zur Seite stehen. Aber der Kurfürst wurde inmitten der Kriegszurüstungen zum König von Polen erwählt, und so ward denn Prinz Eugen der alleinige und oberste Feldherr. Zum ersten Male in seinem Leben; zum ersten Male frei und unbehindert und ganz auf sich selbst gestellt.

Aber schlimm, sehr schlimm war es um die Armee bestellt, die er nun in Ungarn vorfand. Alle Regi-

menter hatten seit längerer Zeit keinen Sold mehr erhalten. Krankheiten wütheten unter den Soldaten, der Hunger war schon ein gewohnter Gast bei ihnen, und die Disziplin, das Vertrauen, die Hoffnung und die Kampfeslust der Truppen waren da und dort bedenklich ins Wanken geraten. Es kam vor, daß manche Regimenter mit offener Gewalt den Gehorsam verweigerten, und daß man solchen Aufruhr wieder mit Waffengewalt niederschlagen mußte. Treuherzig schrieb der Prinz an den Kaiser: „Bei den Soldaten gibt es zwar sehr viele Krankheiten, dafür aber sehr wenig Geld.“

Diejenigen unter den Truppen, die den Prinzen Eugen von früher her kannten, faßten zwar frischen Mut, als sie hörten, daß er sie jetzt wieder anführen werde. Die andern aber betrachteten ihn ohne viel Wohlgefallen. Als er im Lager zu Eßeg eingetroffen und durch die Reihen geschritten war, um alles zu besehen, schauten die Soldaten verwundert und geringschätzig auf den kleinen, häßlichen Mann, der ein unscheinbares braunes Röckchen mit schlechten Messingknöpfen trug und über und über mit Schnupftabak bestreut war. Und sie meinten untereinander: „Dieser Kapuziner wird den Türken auch nicht viele Haare ausraufen.“

Bald aber wendete sich das Blatt, und sie fingen an zu merken, daß der kleine Kapuziner mächtige Fäuste besaß, mit denen er wohl tüchtig zugreifen und seine Feinde beim Schopf fassen konnte, denn der kleine Kapuziner rührte sich gewaltig und schaffte Ordnung. Er regelte die Proviantzufuhr, er sorgte dafür, daß die Regimenter einen Teil ihres Golds bekamen, er war überall hinterher, um nach dem Rechten zu sehen. Die Leute hatten satt zu essen, und als es eines Tages hieß, daß es nun schnurstracks auf den Feind losging, da fühlten sich alle von dem neuen Geist, der nun regierte, ganz erfrischt und aufgemuntert.

Der Prinz Eugen aber entfaltete hier sein großes Feldherrngenie und seine ernste Tapferkeit erst im ganzen Umfang. Er dachte: Die Türken sind stark und wir sind schwach, deshalb müssen wir durch gewaltige und überraschende Stöße ersetzen, was uns an Kräften fehlt. Dann werden sie die Schwachen und wir die Starken sein. In Eilmärschen rückte er vorwärts von Kobila nach Kanisza, wo er sich mit den aus Oberungarn herbeibefohlenen Truppen vereinigte. Von dort wieder nach Kobila zurück, um Peterwardein zu decken. Sultan Mustafa, von Eugens Bewegungen beunruhigt, suchte ihn durch Kreuz- und Quermärsche

zu täuschen. Aber Eugen folgte ihm immer dicht auf den Fersen. Durch wasserlose Ebenen, durch Sumpfland ging sein Zug. In dichtgeschlossenen Reihen mußte marschirt werden, weil man immer in der Gefahr schwebte, von der beständig ausschwärmenden türkischen Reiterei in der Flanke angefallen zu werden. Freudig hielten die Soldaten alle Strapazen aus. Sie waren beehrt von der Richtigkeit ihres Führers, waren bezaubert davon, daß sie dem Feind so mutig unter die Augen traten.

Als Prinz Eugen vernahm, der Sultan habe sich mit seinem Heer von der Donau weg die Theiß hinauf gewendet, brach er unverzüglich wieder die Zelte in Kobila ab und setzte ihm nach. Mit aller Kraft ging es von früh bis abends vorwärts. Da gelang es einer auf Kundtschaft ausgesendeten Abteilung Husaren, einen Pascha zu fangen und lebendig einzubringen. Prinz Eugen hieß ihn neben seinem Roß einhergehen, hielt im Marschieren nicht an und nahm den Gefangenen ins Verhör. Wo sich die Hauptmacht des Sultans befände? Was der Sultan beschlossen habe? Was jetzt im türkischen Heere geschähe? Als der Pascha erst mit der Sprache nicht heraus wollte, drohte ihm Eugen, er werde ihm jetzt gleich den Kopf abhauen



Prinz Eugen vernimmt einen gefangenen Pascha

lassen, wenn er nicht spräche, oder später, wenn er jetzt nicht die Wahrheit sage. Da erfuhr er denn, was er wissen wollte. Daß die Türken bei dem Dorfe Zenta über die Theiß eine Schiffsbrücke geschlagen hätten aus sechzig Schiffen. Und daß der Sultan eben im Begriff sei, mit seiner Armee über den Fluß zu setzen. Jetzt wurde mit verdoppelter Eile marschirt. Die Soldaten Eugens jubelten laut, denn da war nun die Schlacht. Mitten während des Brückenübergangs die Türken anzugreifen, das war eine gute, vorteilhafte Gelegenheit.

Gegen Mittag sah man in der Ebene die Wellen der Theiß in weiter Bogenlinie schimmern, sah die halbkreisförmige Verschanzung, mit der die Türken den Brückenkopf gesichert hatten. Prinz Eugen überschaute das Schlachtfeld mit raschem durchdringenden Blick, bemerkte eine Sandbank in der Theiß und warf eine starke Truppenmasse dorthin. Die Soldaten watenen bis zum Leib im Wasser, während Prinz Eugen sofort den Angriff auf die Schanzen begann. Mit rasendem Geschützfeuer empfangen die Türken die Kaiserlichen.

Eugens Truppen wankten keinen Moment. So groß und so ungezügelt war ihre Kampfeslust, daß sie ohne Zaudern zu stürmen begannen, geradeaus in den

Kugelregen hinein. Es war zwei Stunden vor Sonnenuntergang, als die Schlacht anfang, und die Begeisterung war bei den Kaiserlichen so lebhaft, daß alle davon hingerissen wurden. Die Reiterei, die an die Verschanzungen zu Pferde nicht herankommen konnte, sprang aus dem Sattel und stürmte Schulter an Schulter mit dem Fußvolk. Prinz Eugen meinte, er habe dergleichen noch nie zuvor gesehen, und es war auch unerhört, daß die Kürassiere, Dragoner und Husaren sich von ihren Pferden trennten, um mit den Fußsoldaten gemeinsam gegen die Schanzen zu laufen. Aber wahrscheinlich vergaß der Prinz Eugen den jungen Reiterobersten, der, vor zehn Jahren etwa, am Berge Harjan das Beispiel gegeben, indem er aus dem Sattel sprang und, den Degen im Munde, die Lager-verschanzung der Türken gestürmt hatte. Er vergaß diesen jungen, tapferen Reiterobersten, weil er selbst dieser Oberst gewesen war, und weil es zu den hervorragendsten Charaktereigenschaften des Prinzen Eugen gehörte, daß er immer sich selbst und das eigene Verdienst vergaß.

Wie der Blitz hatten die Kaiserlichen den äußeren, noch nicht ganz vollendeten Ring der Wälle überrannt, waren wie das Donnerwetter über die Wagenburg und

die inneren Schanzen hergefallen, und in diesem furchtbaren Nahkampf hörte das Schießen auf. Die Janitscharen warfen ihre Gewehre weg, zogen ihre krummen Säbel, und fast hörte man nun nichts anderes als das helle Klirren der fechtenden Rlingen, das kurze Aufstrachen der Handpistolen, das Feldgeschrei der Kaiserlichen und das Wutgebrüll der Türken. Inzwischen aber hatte die andere, auf jene Sandbank geworfene Abteilung watend und schwimmend die Umgehung der Schanzen vollendet, das Ufer erklimmen, und fiel nun den Türken, hart am Brückentopf, in den Rücken, verbreitete panischen Schrecken und schnitt den Uebergang über den Fluß ab. Wilde Verzweiflung bemächtigte sich der Janitscharen. Unsagbare Verwirrung riß unter ihnen ein und lähmte sie. Ebenso leidenschaftlich wie dieses Volk im Angriff und in seiner hoffnungsfrohen Tapferkeit sich zeigt, ebenso leidenschaftlich ist es in seiner Angst und in seinem Entsetzen. Besinnungslose Furcht vernichtete den mutigen Widerstand der Türken. Der Ruf: „Die Brücke ist verloren, alles ist verloren!“ jammerte durch die Reihen, die sich nun auflösten und zur Flucht kehrten. Ein fürchterliches Morden begann. Die Agas und Beis und Paschas baten im Gewühl des Kampfes um Gnade,

versprachen all ihr Geld, wenn man ihr Leben schonen wollte. Aber in dem Gemehel, das nun im Gange war, wurde auf keiner Seite Pardon gegeben. Die Kaiserlichen hieben alles nieder, was ihnen im Weg war. Jetzt stürzten sich auch die erbitterten Janitscharen auf ihre eigenen Offiziere und mordeten sie. Aus ihrer Wagenburg und aus ihren Verschanzungen herausgeschoben, von der Brücke abgeschnitten, warfen sich die geängstigten Türken in den Fluß, der sie verschlang.

Voll Jammer und Verzweiflung sah Sultan Mustafa vom andern Ufer aus zu, wie seine Armee vernichtet wurde. Er raffte die karglichen Trümmer seiner Macht zusammen, ließ das Zeltlager mit allen Schätzen im Stich und floh. Zwanzigtausend Türken waren erschlagen worden, und ihre Leichen deckten den Kampfplatz. Zehntausend waren in den Fluten der Theiß ertrunken, denn alle, die des Schwimmens kundig gewesen, waren von den andern, die sich an sie klammerten, in die Tiefe gezogen worden. Die Sonne ging unter, als dieser ungeheure Kampf eben zu Ende war. Er hatte nur zwei kurze Stunden gedauert, hatte in diesen zwei kurzen Stunden das Leben von mehr als dreißigtausend Menschen vernichtet und das Schicksal des Krieges entschieden.

Als es dunkelte, ließ der Prinz seine Soldaten in den eroberten Verschanzungen die Nachtruhe halten. Erst am folgenden Morgen führte er sie über die Brücke auf das andere Theißufer in das von den Türken verlassene Lager, und hier erst übersah man die Beute, hier erst übersah man die Größe des Sieges. Zwölf Millionen Pfaster fielen der Armee in die Hände, ungezählte Kostbarkeiten, Waffen, Proviant und Geräte. Darunter das große Siegel des Sultans.

Prinz Eugen sandte einen seiner Generale nach Wien mit der Siegesbotschaft, einen andern mit den eroberten Rosschweifen und Feldzeichen. Das große Siegel nahm er an sich und behielt sich vor, es dem Kaiser persönlich zu überreichen als die stolzeste Trophäe.

Eugen machte darauf einen Einfall in Bosnien, brach dort einige feste Burgen der Türken, legte Sarajewo in Asche und kehrte im November, mit Ruhm bedeckt, nach Wien zurück, wo ihn das Volk, die Bürgerschaft und der Adel im Triumph empfingen. Gern hätte er den Krieg gegen die Türken nun erst mit vollem Nachdruck fortgesetzt, hätte dem Kaiser gern Belgrad wiedererobert, aber es gebrach an Mitteln zu einem solchen Unternehmen. So leitete er wenigstens die

Verhandlungen über den Frieden, um den der Sultan gebeten hatte, und der denn auch in Carlowitz nach zweiundsechzigtägigem Debattieren endlich zustande kam. Dieser Friede machte den Kaiser zum Herrn von Ungarn und Siebenbürgen, vergrößerte die Landesmacht Oesterreichs um mehr als ein Drittel und war mit all seinen Früchten ganz allein dem Prinzen Eugen zu danken. Sein Name war wieder, mehr als je, in aller Munde. In den österreichischen Erblanden wurde er als der Retter aus der Türkennot geliebt. Im Deutschen Reich als der Schützer vor den Barbaren gepriesen und als Feldherrngenie bewundert. Mit Neid aber blickte das Ausland auf den jungen Marschall. Mußte doch jeder eingestehen, daß die Schlacht von Zenta eine der größten Waffentaten gewesen, deren sich die Geschichte erinnerte.

Prinz Eugen jedoch hatte nach dem Tag von Zenta an Kaiser Leopold geschrieben: „Den tapferen Heldengeist der gesamten Armee kann meine schwache Feder nicht genugsam entwerfen, noch weniger sattfam loben und preisen, das muß ich als ihr Haupt zu ihrem unsterblichen Nachruhm attestieren.“ Ueber seine eigene Leistung hat er weder in diesem Brief noch nachher ein Wort verloren.

Einer gegen viele



Raum hatte der Kaiser vor den Türken Ruhe, mußte er sich auch schon wieder gegen seinen großen Nebenbuhler und Neider, den König von Frankreich, zur Wehr setzen. Carl II. von Spanien, der letzte Sproß des habsburgisch-spanischen Stammes, war gestorben, und um die Erbfolge entbrannte der Streit. Ludwig XIV. wollte seinen Enkel Philipp auf den spanischen Thron heben, den Leopold für ein Mitglied seines Hauses in Anspruch nahm. Die Dinge standen traurig für die österreichischen Habsburger. Ludwigs Enkelsohn war in Spanien eingezogen und als König begrüßt worden. Frankreich stützte ihn, und an Frankreich hatte sich das damals spanische Mailand, außerdem noch Neapel, Mantua und Savoyen angeschlossen. Belgien und Bayern gesellten sich dazu, und so standen Frankreich, Italien, Spanien, verstärkt durch Bayern und Belgien, gegen Oesterreich.

Ludwig gebot über eine Armee von zweihunderttausend Mann, die glänzend ausgerüstet und proviantiert war, während der Kaiser kaum mehr als achtzigtausend Soldaten zusammenbringen konnte, für die er weder genügend Geld noch Verpflegung besaß.

Der Kaiser sah sich nach Hilfe um. Aber sie blieb aus. Niemand von den Fürsten des Reiches wollte sich für ihn rühren. England, auf das er hoffte, erklärte, unparteiisch zu bleiben. Schlag auf Schlag trafen diese Unglücksnachrichten in Wien ein, und Leopold war von ihnen tief erschüttert. Er wußte keinen Rat mehr als im Gebet und lag tagelang auf den Knien. Seine Minister wollten ihn zum Nachgeben überreden, da es ja doch unmöglich sei, gegen solche Uebermacht zu Feld zu ziehen. In den Straßen Wiens aber schrie das empörte Volk nach Rache gegen Frankreich, nach Krieg und Kampf gegen Ludwig.

Da war nur der Prinz Eugen, der den Mut nicht sinken ließ, und der den Kaiser aufrichtete. „Was?“ rief er aus, „Mailand und Brüssel will man ohne Schwertstreich den Franzosen überlassen? Dann soll man doch nur gleich die Oberherrschaft Ludwigs XIV. in Deutschland anerkennen!“ Niemand wagte eine Widerrede, als der Sieger in vielen Schlachten solche

Worte sprach. „Nur erst unerschrocken unser Recht verfolgen,“ sagte er, „wenn auch allein im Anfang. Marschieren wir nur erst, dann werden wir schon Verbündete finden.“ Solch feuriger Zuspruch verfehlte seine Wirkung nicht. Da Eugen den Kopf hoch trug, begann auch der Kaiser sein tiefgebeugtes Haupt zu erheben. Seine Unentschlossenheit festigte sich an Eugens unerschütterlichem Mut, an Eugens glühender Begeisterung entzündete sich Leopold, und so wurde es denn gewagt.

Freilich hatte der Prinz Eugen nach der Schlacht bei Zenta, nach dem Frieden von Carlowitz und nach seiner Heimkehr gehofft, es werde ihm nun vergönnt sein, einige ruhige Jahre zu verleben. Er hatte seine Studien wieder aufgenommen, die er liebte, beschäftigte sich mit Philosophie, mit den Geheimnissen der Natur und mit den schönen Künsten. Er hatte eben auch begonnen, seinen Palast in der Himmelpfortgasse einzurichten und im Südosten Wiens auf einer freien Anhöhe das Schloß Belvedere als Sommerfisch für sich erbaut. Aber jetzt kümmerte er sich wenig um Sommerchlösser und ruhige Tage. Das Herz schwoll ihm, wenn er der Gefahr gedachte, in der das Reich sich befand, und wenn er an König Ludwigs Uebermut sich er-

innerte. Wußte er doch, daß er der Einzige war, der den Kaiser zum Kampf ermutigt hatte, und daß er nun auch der Einzige blieb, der diesen Kampf auch selber leiten mußte.

Wiederum ging es also nach Italien, und gleich die Art, in der Eugen diesen schwierigen Feldzug gegen einen weit überlegenen Gegner eröffnete, rief in der ganzen Welt staunende Bewunderung hervor. Catinat, der Befehlshaber der Franzosen, hielt da an den Grenzen Südtirols alle Alpenpässe und somit alle Ausgänge nach Italien besetzt. Auf diesen Bergstraßen hätte Eugen seine schwachen Kräfte aufgerieben, wenn er den Versuch unternahm, hier den Franzosen entgegenzutreten und sich den Weg mit den Waffen in der Hand zu erzwingen. Aber das fiel ihm nicht ein. Kann ich nicht durch die Tür, dachte er, dann will ich über die Mauer klettern, und er kletterte wirklich über die Mauer. Er führte seine Armee auf ungebahnten Wegen, abseits der Straßen und Pässe und Saumpfade, und durch nie betretene Felsenwildnis über die Alpen, wie Hannibal einst die Alpen auf nie betretenen Pfaden überschritten hatte. Die Wagen und Geschütze mußten zerlegt und getragen werden. Die Soldaten mußten sich die Straßen selber ins Gestein hauen, auf

denen sie vorwärts gingen. In drei Tagen war das mühsame Werk vollendet. Indessen erwartete Catinat die Kaiserlichen am Ausgang der Pässe. Daß es möglich sei, ohne Benutzung dieser bereits gebahnten Wege das wilde Gebirge zu überschreiten, daran dachte er nicht und empfing auch keine Botschaft von Eugens kühnem Unternehmen, obwohl er gewiß gern einen hohen Preis dafür gezahlt hätte. Allein so treu hielten die Tiroler schon damals zu Oesterreich, daß sich unter all den Bergbewohnern, die den tollkühnen Zug von Eugens Truppen mit ansahen, kein einziger Verräter, kein einziger Späher fand, der den Franzosen davon Nachricht gab. Catinat war aufs äußerste überrascht, als Prinz Eugen mit seiner Armee plötzlich im venetianischen Gebiet erschien.

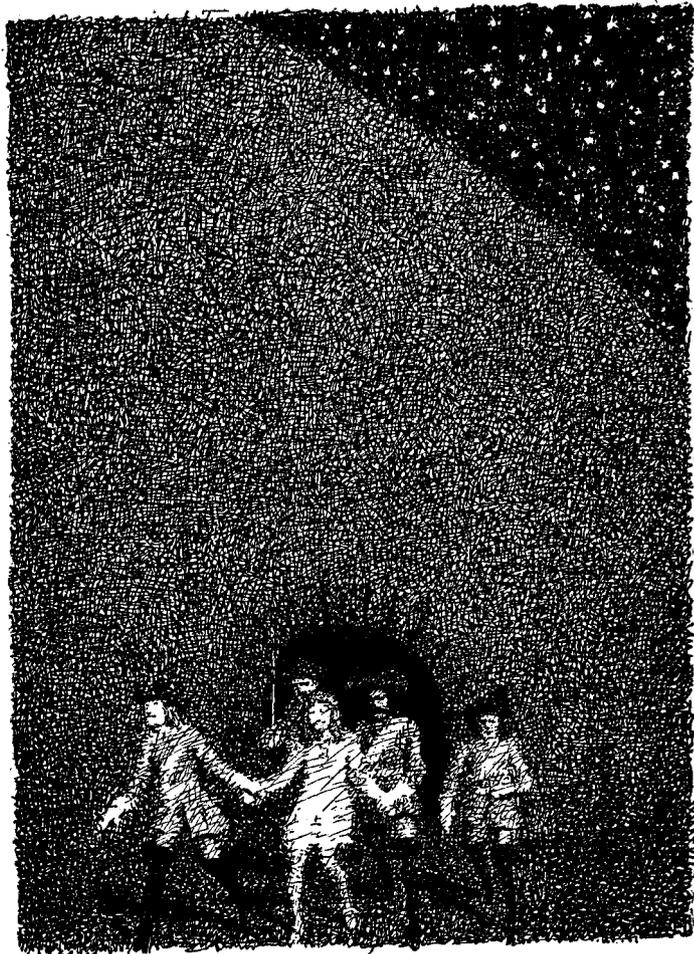
Und nach diesem glänzenden Anfang begann ein langer Feldzug, in welchem Eugen voll geistreicher List, voll Bedacht und in unaufhörlicher Rührigkeit seine eigenen Kräfte schonte und dabei den Franzosen Schaden über Schaden zufügte. Er täuschte seinen Gegner durch unerwartete Märsche, deren Ziel der andere nicht zu erraten vermochte. Catinat verzettelte seine vielen Truppen, indem er sie an vielen Punkten im Land verstreut aufstellte, damit sie überall dem

Prinzen Eugen die Wege versperrten, und er hielt diese Maßregel für besonders schlau. Damit aber tat er nur, was Eugen gewollt hatte. Der Prinz warf sich jetzt überall auf die Franzosen, wo er sie schwach wußte, fiel plötzlich, und ehe sie noch sein Kommen zu ahnen vermochten, über sie her, schlug sie, rieb ganze Regimenter auf und entmutigte sie, wo er nur konnte. Tapfere Streifscharen, die er umhergeschickte, nahmen den Feinden Provianttransporte, Wagen, Geräte und Pferde fort. Und während die Franzosen gedacht hatten, sie könnten Eugens Armee aushungern, begann sich nun bei ihnen selbst der Mangel fühlbar zu machen.

Bei Carpi geriet er, ohne es recht vorausgesehen zu haben, in ein Treffen mit einem großen Teil der feindlichen Macht. Die Franzosen waren fast schon zersprengt, da erhielten sie Verstärkung, und ihre Schlachtordnung ward kräftiger als zuvor wieder hergestellt. Aber vergebens. Sie hatten nicht mit Eugens Stoßkraft, hatten nicht mit der wunderbaren Wucht gerechnet, die er entwickelte, wenn er einem Feind in offener Feldschlacht gegenüberstand. Er litt es nicht, sich bloß zu verteidigen, er beruhigte sich nicht dabei, er sprang seinen Gegner an wie ein Tiger und verwandelte so jede Verteidigung in einen Angriff. Genau

so verfuhr er auch jetzt, warf sich selbst in das dichteste Getümmel, stürmte seinen Reitern voran und zwang sie, ihm zu folgen. Ein Pferd wurde ihm unter dem Leib getötet, eine Kugel verwundete ihn. Er achtete dessen nicht, und der Kampf ruhte nicht eher, als bis die Franzosen geschlagen waren und das Schlachtfeld räumten.

König Ludwig war außer sich vor Zorn und Beschämung. Ganz Europa sah zu, wie das kleine kaiserliche Heer sich gegen die Uebermacht der französischen, spanischen und saronischen Truppen behauptete. Ganz Europa sah zu, wie Prinz Eugen den Marschall Catinat zwang, sich immer mehr und mehr zurückzuziehen. Ludwigs Stolz und seine Eitelkeit bäumten sich dagegen, und er beschloß, einen anderen Feldherrn und Verstärkungen nach Italien zu senden. Catinat verblieb zwar bei der Armee, aber der Marschall Billeroy kam aus Versailles und übernahm das Kommando. Das war ein glatter, zierlicher Hofmann, nicht ohne Tapferkeit, aber eitel, hochmütig und ohne wirkliches Feldherrntalent. Er schmeichelte dem König mit glorreichen Siegen, die er für ihn zu erringen versprach, und er vermaß sich, mit dem Prinzen Eugen bald fertig zu werden.



Die Gefangennahme eines französischen Marschalls

Für diese Prahlerei erteilte ihm der Prinz bald eine tüchtige Lektion. Eugens immer wacher Eifer hatte herausgebracht, daß ein alter, ausgetrockneter Wasserkanal in die Festung Cremona führte. Dort hatte Willeroy sein Hauptquartier. Mit einer kleinen Schar drang Prinz Eugen nachts durch jenen Kanal in die von französischen Soldaten vollgestopfte Stadt, holte den Marschall Willeroy aus seinem Bett und nahm ihn als Gefangenen mit sich fort. Cremona selbst zu nehmen, konnte ihm freilich nicht gelingen, aber ganz Europa bewunderte wieder einmal die Kühnheit des Prinzen Eugen und verlachte die französische Armee, die sich ihren Feldherrn mitten aus dem befestigten Hauptquartier rauben ließ. Selbst in Frankreich lobte man den Prinzen Eugen und sang Spottlieder auf Willeroy.

König Ludwig, aufs äußerste gereizt, sandte jetzt den Herzog von Vendôme nach Italien. Das war ein Better Eugens, ein hochbegabter General, aber zugleich auch ein leichtfertiger, der Ueppigkeit und dem Laster ergebener Mensch. Deshalb war er auch in seinen Leistungen ungleichmäßig. Denn das eine Mal raffte er sich auf und wollte mit einem einzigen Schlag Sieg und Ruhm gewinnen. Das andere Mal wieder dachte

er nur an seine Vergnügungen, ließ den Krieg Krieg sein und versank dann in untätige Schlassheit. Wie konnte sich ein solcher Mensch mit Eugen messen, der keinen anderen Gedanken kannte als den an seine Aufgabe und an seine Verantwortung, der ohne Bedürfnisse war, der auf Vergnügungen nichts gab und der immer gleich, immer ernst, einfach, bescheiden und unermülich blieb.

Der Herzog von Vendôme hatte jetzt eine Armee von achtzigtausend Mann. Der Prinz Eugen kaum vierzigtausend. Die Truppen des Herzogs waren mit allem Nötigen wohl versehen, die Truppen Eugens begannen Mangel zu leiden. Eugen schrieb darüber: „Es ist ein Elend, wie es nicht erhört ist, daß ich es nicht länger mitmachen kann und den Dienst quittieren werde.“ Trotzdem zwang er mit seiner Schar die Franzosen zum Rückzug. Vendôme hatte bei Zuzzara eine geschickt erfundene Schlachtordnung aufgestellt und wollte die kleine kaiserliche Armee erdrücken. Eugen half sich auch in dieser verzweifeltsten Lage wieder mit einem seiner wuchtigen Angriffsstöße. Vendôme mußte weichen, verlor im Angesicht eines solchen Mißerfolges Lust und Laune und zog nach einiger Zeit davon. Deutlich sieht man es hier, daß nicht die Kräfte

zweier Armeen sich bekämpften, sondern daß es eben zwei Persönlichkeiten waren, die gegeneinander rangen. Prinz Eugen und der Herzog von Vendôme. Eugen war die stärkere Persönlichkeit, die stärkere Energie, die überlegene Begabung, der edlere Charakter. Deshalb mußte der Herzog von Vendôme trotz seiner achtzigtausend Mann unterliegen.

Wenn jemals in seinem Leben, so konnte es König Ludwig in diesem Kriege auf das schmerzlichste begreifen lernen, was er verloren hatte, als er den kleinen Abbé vor zwanzig Jahren zurückwies. Wenn er sich's jemals eingestand, so mußte er es sich jetzt eingestehen, daß er in seinem großen Wettstreit mit dem Kaiser sich selbst seines genialsten Helfers beraubt hatte, daß er selbst es gewesen, der dem Kaiser einen unüberwindlichen Kämpfer, einen Retter in der Not zugeführt hatte. Denn von niemand waren die ehrgeizigen Pläne Ludwigs so wirksam durchkreuzt, so vollständig um den fast schon sicheren Erfolg gebracht worden als jetzt vom Prinzen Eugen. Der kleine Abbé hatte mit seinen schwachen Kräften drei Feldherren Ludwigs nacheinander ermüdet, genarrt und beschämt, hatte einen davon gefangen genommen und der Lächerlichkeit preisgegeben. Der Prinz Eugen war als einziger in

Europa dem König Ludwig in den Arm gefallen, als dieser seine Hand eben nach Spanien, Italien und den schönsten deutschen Provinzen ausstrecken wollte. Kaiser Leopold war allein, ohne Verbündete, ohne Beistand, ohne Hilfe; er hatte niemand als den Prinzen Eugen. Und der „kleine Abbé“ hielt den großen König so lange auf, bis der Kaiser Hilfe und Beistand gefunden. Was er damals in Wien zu dem verzagten Leopold gesprochen: „Marchieren wir nur, dann werden wir schon Verbündete finden“, das hatte sich glänzend erfüllt. Während er in Italien kämpfte, besannen sich mächtige Reichsfürsten und wollten den Kaiser nicht länger allein lassen. Auch im Ausland regten sich Sympathien für Oesterreich und für Leopold. Der Kurfürst Friedrich ward vom Kaiser als König von Preußen anerkannt und verbündete sich ihm. Hannover erhielt die Kurwürde und schickte Truppen. Dänemark sandte sechstausend Mann, die Niederländer schlossen sich dem Bündnis an, und als Ludwig in seinem Uebermut England beleidigte, ergriff auch dieses Land Leopolds Partei. So wurde eine Sache, die schon für verloren gegolten hatte, durch Eugens Standhaftigkeit gerettet.

Fortsetzung des Krieges. Tod Leopolds I.



Jetzt fing der Krieg um die spanische Erbfolge erst recht zu toben an. Er war im Grunde ein Kampf gegen die Vorherrschaft Frankreichs, gegen Ludwig XIV., dessen Ehrgeiz und Hochmut all das Blutvergießen heraufbeschworen hatte. Dem Prinzen Eugen war es auch im ferneren Verlauf dieses Kampfes vorbehalten, die vernichtendsten Schläge gegen Ludwig zu führen. Auf seinen Rat verlegte man den Schwerpunkt des kriegerischen Vorgehens nach Bayern. Sein Scharfblick hatte erkannt, daß man zuerst mit dem Kurfürsten Max Emanuel fertig werden müsse, der, mit Frankreich verbündet, den Kaiser bedrängte. Eugens Beredsamkeit war es, die den Kaiser überzeugte, daß der Krieg eine ganz andere, bessere Wendung nehmen werde, wenn man diesen nächsten und gefürchtetsten Feind einmal geschlagen habe. Auf Eugens Rat wurde der englische



Das Regiment Navarra verbrennt seine Feldzeichen

Feldherr Marlborough herbeigerufen, und dieser vereinigte seine englischen und niederländischen Truppen mit der kaiserlichen Armee.

In der Ebene von Höchstädt wurde dann jene heiße blutige Schlacht geschlagen, die den Kurfürsten Max Emanuel niederwarf und zwei französische Marschälle, Marsin und Tallard, besiegte. Einer von ihnen, Tallard, fiel als Gefangener Eugen in die Hände.

Mit unglaublicher Bravour haben die beiden Feldherren Marlborough und Prinz Eugen bei Höchstädt gefochten, alle beide Meister des unwiderstehlichen Angriffs. So furchtbar war die Gegenwehr der Bayern und Franzosen, daß die Verbündeten vor dem tödlichen Feuer, das ihnen entgegenraste, ins Wanken gerieten. Nur die eiserne Gewalt der unaufhörlichen Stöße Eugens und Marlboroughs warf endlich den Feind aus seinen festen Stellungen. Mit welcher knirschenden Beschämung die Franzosen diese neue Niederlage empfanden, bewies das Regiment Navarra. Als es im Dorfe Blindheim eingeschlossen dem Prinzen Eugen sich ergeben mußte, verbrannten die Soldaten ihre Fahnen und ihre Waffen, damit die Oesterreicher wenigstens keine Siegestrophäen nach Hause senden könnten.

Nun wurde Eugen wieder in Italien nötig, wo der Herzog von Vendôme, da ihm der „kleine Abbé“ nicht mehr gegenüberstand, bedenkliche Erfolge errang. Mit dem Lorbeer von Höchstädt geschmückt, eilte er dorthin. Er fand eine verwahrloste Armee. „Überall, wo ich mich hinwende, nichts als Klagen, Not und Elend,“ schrieb er an den Kaiser, „viele Regimenter sind derart ohne Montur, daß ihre Kleidung zerrissener und abgetragener aussieht als die von Straßenbettelern, sodaß die Offiziere sich schämen, sie zu befehligen.“ Aber diese Briefe erreichten nicht mehr denselben Kaiser, den Eugen bei seiner Abreise von Wien verlassen hatte. Leopold war zwei Tage, bevor Eugen sich nach Italien begab, erkrankt und inzwischen gestorben, und sein Sohn Joseph hatte nach ihm den Thron der Habsburger bestiegen. Als Eugen das erfuhr, erbat er Hilfe und Abstellung der Uebelstände von seinem neuen Herrn, von dem er wußte, daß er energischer, lebhafter und kriegsrischeren Geistes sei, als Leopold es gewesen.

Indessen begann er den Krieg. Die Sachlage faßte der Engländer Hill, der damals Gesandter am saronischen Hofe in Turin war, in einem Briefe an seine Regierung in die treffenden Worte zusammen: „Die Franzosen haben die Städte, die Pässe, die Flüsse,

doch ich glaube, unsere Ueberlegenheit besteht in der Kraft, dem Mut und dem Genie des Prinzen Eugen.“ Und so war es auch. Die Franzosen besaßen eine gute Armee, besaßen alle guten Stellungen, kurz alle Vorteile, die man im Kampfe braucht, und der Prinz Eugen besaß nichts als sich selbst. Sein Vetter, der Herzog von Vendôme, war durch die Erfahrungen des ersten italienischen Feldzuges nicht klüger und nicht bescheidener geworden. Wieder prahlte er vor König Ludwig, Eugen werde nicht imstande sein, ihm lange Widerstand zu leisten.

Prinz Eugen aber durchzog unter den Augen seines beständig überraschten und in seiner fortwährenden Ueberraschung ratlosen Gegners die ganze lombardische Ebene und drang gegen das belagerte Turin vor, wo sein Vetter, der Herzog von Savoyen, von den Franzosen hart bedrängt wurde. Während er sich dieser Stadt näherte, rief Ludwig XIV. den Herzog von Vendôme zurück und übergab dem Herzog von Orleans den Oberbefehl, also einem königlichen Prinzen von Frankreich. Vor den Mauern von Turin kam es zur Schlacht. Es war wiederum ein blutiges Ringen gegen überlegene Kräfte. Und nun begannen die österreichischen Grenadiere vor dem mörderischen Feuer der

Franzosen zu wanken, ja sie begannen schon zu weichen. Da entschied wiederum Prinz Eugen mit seiner persönlichen Tapferkeit den Sieg. Er eilte hoch zu Ross herbei, stellte sich an die Spitze des verzagten Regiments, und im Nu schlug ihre Stimmung in frohe Kampflust um. Die Soldaten empfanden es als eine Auszeichnung, daß der Feldherr in ihre Reihen trat, um Schulter an Schulter mit ihnen zu fechten. In wenigen Minuten waren die feindlichen Schanzen unter brausendem Jubel gestürmt. Ein furchtbares Handgemenge wütete. Mitten drinnen der Prinz. Ihm zur Seite wurden ein Page und ein Diener erschossen, aber er ging vorwärts. Da plötzlich verschwand Eugen vor den Augen seiner Soldaten. Etliche, die in seiner Nähe waren, hatten ihn stürzen gesehen, und der Ruf: „Er ist gefallen!“ flog durch die Reihen. Blaffer Schrecken brach aus, Trauer, Mutlosigkeit. Fast wären die Oesterreicher schon zurückgegangen, da tauchte Prinz Eugen aus dem Getümmel wieder empor. „Es ist nichts, Kinder!“ rief er und schwenkte den Hut. „Da bin ich wieder, Kinder!“ hörte man ihn rufen und sah ihn mit der Hand winken. Er war ein wenig blaß und zerzaust, aber unverfehrt. Feindliche Soldaten hatten ihn zu Boden gerissen und er war ihren Händen

wieder entkommen. Nun wurde in der freudigen Aufwallung der letzte Widerstand der Franzosen gebrochen, ihre Niederlage besiegelt. In kampfloser Flucht löste sich die Armee der Feinde auf. Turin war befreit, der Feldzug zugunsten des Kaisers entschieden. „Italien ist unser,“ rief Prinz Eugen, „seine Eroberung wird nicht mehr viel kosten.“ Und er hatte recht wie immer. Sein weiterer Vormarsch auf Mailand glich einem Triumphzug. Mailand ergab sich den Oesterreichern, und der Herzog von Orleans zog mit den Resten seiner Truppen nach Frankreich zurück, ohne es noch einmal zu wagen, sich dem Prinzen Eugen in den Weg zu stellen.

Der Sieg bei Malplaquet



Winterdessen war der Herzog von Marlborough in den Niederlanden in Bedrängnis geraten und sehnte sich nach Eugens Rat und Beistand. Eugen, der nach dem Krieg in Italien auch die Rebellion in Ungarn beschwichtigt hatte, mußte nun wieder nach den Niederlanden sich begeben, um im Norden des Kaisers Sache ebenso wie im Süden zu verfechten. Er eilte seinen Truppen voraus, denn Marlborough rief immer dringender nach ihm. Eugen traf den Herzog, traf die Truppen in tiefer Niedergeschlagenheit. Seine Ankunft verbreitete Freude, Zuversicht und Vertrauen. In wenigen Tagen waren die Soldaten wieder frohgemut. In wenigen Tagen war der Herzog von Marlborough wieder unternehmungslustig und heiter.

So ungleich diese Feldherren einander waren, so gut verstanden sie sich und so fest war ihre Freund-

schaft. Neben dem einfachen, kleinen Prinzen Eugen, der mit zunehmenden Jahren immer ernster und in seinem Benehmen wohl etwas steifer geworden war, sah Marlborough nur noch stattlicher und schöner aus. Er war eine glänzende Erscheinung, hochgewachsen, blond, liebenswürdig und ritterlich. Seine Energie war so groß wie sein Ehrgeiz; aber er war stolz und überall nur auf sich selbst und auf seine eigene Stellung bedacht. Er liebte den Ruhm, doch nicht minder den Reichtum. Eugen dachte niemals an sich selbst, dachte niemals an Ruhm und an Reichtum noch weniger. Sein ganzes Wesen war immer auf die Sache gerichtet, der er seine Dienste geweiht hatte. Das gab ihm jene große Ruhe der Seele, jene unerschütterliche Festigkeit, an der sich alle aufrichteten und ermutigten, die in seine Nähe kamen. Das gab ihm auch ein sittliches Uebergewicht über den Herzog von Marlborough. Eugen schonte die Eigenliebe des Herzogs, er ließ ihm stets die größere Ehre der gemeinsam errungenen Siege, er trat still und zufrieden hinter ihm zurück, und so kam es, daß sie in der größten Freundschaft miteinander lebten, obgleich alle Welt erwartet hatte, sie würden sich wie andere Feldherren als Nebenbuhler gegenseitig befehden und hemmen.

Diese edle Eintracht hatte den Sieg von Höchstädt entschieden, sie führte auch jetzt zum Erfolg, indessen die französischen Befehlshaber ihre Kräfte in Eifersucht und Unentschlossenheit und Rangstreitigkeiten verzettelten. Marlborough und Eugen verständigten sich schnell über den Feldzugsplan. Während ihre Truppen sich zum Kampf rüsteten, eilte Eugen in das nahe Brüssel, um seine Mutter zu sehen. Hier lebte sie seit ihrer Flucht und Verbannung aus Frankreich viele, viele Jahre der Einsamkeit. Alle ihre Söhne hatte sie verloren bis auf den einen, den sie nun erschüttert in die Arme schloß. Dieser eine aber, Eugen, hatte das Unrecht und die Verfolgung, die König Ludwig XIV. seiner Mutter und seinem ganzen Hause angetan, bitter vergolten. Er war der berühmteste Feldherr Europas geworden und stand eben wieder im Begriffe, die Heere Frankreichs zu schlagen.

Und er schlug sie. Zuerst bei Dubinarde. Dann vor den Mauern der Stadt Lille, die er wieder Schulter an Schulter mit seinen Soldaten erstürmte und die nach tapferer Gegenwehr vor ihm kapitulierte. Zum drittenmal schlug er sie bei Malplaquet, und das wurde einer seiner größten, seiner glänzendsten, aber auch einer seiner blutigsten Siege.



Prinz Eugen leitet eine Schlacht

In fester Verschanzung und in gut gedeckten Stellungen erwarteten die Franzosen wie gewöhnlich den Angriff der Verbündeten. Und wie gewöhnlich in diesen Feldzügen, wußten sie noch kurz vorher nicht, daß eine Schlacht bevorstehe, glaubten noch kurz vorher nicht, daß Eugen und Marlborough es wagen könnten, den Kampf gegen so starke Verschanzungen aufzunehmen. Schweigend kamen an jenem nebligen Septembermorgen die deutschen, englischen und holländischen Truppen gegen das französische Lager angerückt. Die Franzosen aber schrien schon im voraus Viktoria, jauchzten und lärmten, daß die Luft davon erbrauste. So zeigte sich hier wieder einmal der Unterschied zwischen den Völkern, zwischen ihrem Charakter und ihrem Temperament.

Eugen trieb in eisernem Vorstoß die Feinde aus dem Wald, der ihnen Schutz und Deckung gewährte, und warf sich dann gegen das verschanzte Lager. Um jeden Fußbreit Boden wurde gefochten, denn die Franzosen leisteten erbittert und heldenhaft Widerstand. Im Gewühl des Kampfes jeden Augenblick dem Tode preisgegeben, schlug sich Eugen, wie immer dort der Vorderste, wo die Gefahr am höchsten war. Eine Kugel traf ihn am Kopf. Das Blut rann unaufhörlich aus

der offenen Wunde. Er aber achtete dessen nicht. Gelassen, als wäre nichts geschehen, fuhr er fort, Befehle zu erteilen. Seine Offiziere baten ihn, sich aus den Reihen zu entfernen. Er hatte nicht einmal eine Antwort auf solche Zumutung. Als sie aber in ihn drangen, seine Wunde mindestens verbinden zu lassen, meinte er: „Wenn es mir bestimmt ist, hier zu sterben, was soll dann der Verband mir nützen? Wenn aber nicht, dann ist am Abend noch Zeit genug dazu.“

Es war ihm nicht bestimmt, bei Malplaquet zu sterben. Der heiße Kampf aber währte vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Freilich hatte der Prinz schon gegen Mittag den linken Flügel der feindlichen Armee durchbrochen und besiegt. Allein ihr rechter Flügel hielt noch stand, und im Zentrum wurden die Verbündeten hart bedrängt. Da eilte die ganze kaiserliche Reiterei im donnernden Galopp heran, und vor der Gewalt dieser neunzig Schwadronen ging die französische Schlachtordnung in Trümmer. Jetzt war der Sieg erstritten, ein teuer erkaufter Sieg, aber auch ein Sieg, der die Macht Ludwigs XIV. vernichtete, der den stolzen König der Verzweiflung überlieferte.

Als Prinz Eugen das Schlachtfeld besichtigte, sah er auf den Schanzen seine braven österreichischen und

preussischen Grenadiere reihenweise hingestreckt. Auf dem Antlitz lagen sie da, Mann bei Mann, als hätten sie sich, so wie sie standen, in einer Front zum Schlafe hingelegt. Aber es war der ewige Schlaf, der sie umfing. Die Laufgräben waren dicht gefüllt mit Leichen, und die ganze Nacht hörte man auf dem Schlachtfeld das Stöhnen der Verwundeten, das Wehzen der Sterbenden.

Eugens Mutter hatte diesen Sieg und die völlige Niederlage Ludwigs XIV. nicht mehr erlebt. Sie war inzwischen, kurz nach dem Gefecht von Dubinarde, gestorben.

Bergebens versuchte man es in Frankreich, Eugens und Marlboroughs Sieg zu verkleinern. Die französischen Offiziere jedoch waren ehrlich genug, einzugestehen, was geschehen war, ja manche konnten ihre Bewunderung nicht unterdrücken, und einer von ihnen schrieb: „Wir hoffen, daß Eugen und Marlborough an diesem Tag mit uns zufrieden gewesen sein werden, denn bis dahin haben sie keinem Widerstand begegnet, der ihrer wert war. Und in Wahrheit dürfen sie sagen, daß nichts vor ihnen zu bestehen vermag. Denn wer vermöchte dem raschen Siegeslauf dieser beiden Feldherren Einhalt

zu tun, wenn es ein Heer nicht imstande ist, welches hunderttausend Mann der besten Truppen zählt, das zwischen Wäldern stark verschanzt ist und endlich seine Pflicht tut, wie es braven Männern geziemt. Wird man da nicht meiner Ueberzeugung beistimmen, daß sie die Helden des Altertums weit übertreffen?“ So sprach ein Besiegter von den Siegern bei Malplaquet.

Der letzte Habsburger



Wenn die letzte Allianz Oesterreichs mit England und den Niederlanden Bestand gehabt hätte, wenn es dem Prinzen Eugen und dem Herzog von Marlborough vergönnt gewesen wäre, noch weiter miteinander die verbündeten Truppen zu führen, der spanische Erbfolgekrieg hätte zweifellos mit dem völligen Untergang Ludwigs XIV. geendet. Aber Kaiser Josef I. starb auf der Höhe des Erfolges unerwartet eines raschen Todes. Die Pocken, denen so viele Habsburger zum Opfer fielen, rafften ihn hinweg in der Blüte seiner Jahre. Nun war mit einem Male alles verändert, und man kann daraus sehen, welchen Einfluß das Leben und Sterben eines Monarchen oft auf die Politik ausgeübt hat. Als der Krieg um die Erbfolge in Spanien begonnen hatte, regierte noch Leopold I. und er nahm den spanischen Thron für seinen zweitgeborenen Sohn Karl in Anspruch. Die anderen europäischen Staaten, die

zuschauten, wie Prinz Eugen allein und ohne Verbündete in Italien für die Rechte Leopolds kämpfte, fürchteten damals, der Kaiser werde gegen Frankreich unterliegen, sie fürchteten, Ludwig XIV., der durch seinen Enkel Spanien in seine Gewalt bekam, werde seine Hand nach Deutschland, nach Italien und nach den Niederlanden ausstrecken. Sie hatten Angst, Ludwig werde zuletzt die größte Macht in Europa gewinnen und sein Uebergewicht werde ihnen schädlich sein. Deshalb beeilten sie sich, dem Kaiser Beistand zu leisten gegen Ludwig. Jetzt aber war Leopold I., jetzt war auch Josef I. gestorben, und Josefs jüngerer Bruder Karl, der zweitgeborene Sohn Leopolds, eben derselbe, der die Krone Spaniens für sich beanspruchen durfte, wurde Kaiser. Da er der letzte und einzige Habsburger war, hätte er zugleich auch König von Spanien werden müssen. Er hätte also wie einst sein Vorfahre gleichen Namens, Karl V., das Deutsche Reich, Spanien, Italien und Indien, somit die halbe Welt beherrscht, und er wäre der mächtigste Herr in Europa geworden. So wurden die übrigen Staaten, die eben noch auf Ludwig XIV. eifersüchtig gewesen waren, jetzt, da Ludwig besiegt und die Größe der Habsburger bedenklich anzuwachsen schien, auf Karl VI. eifersüchtig.

Sie änderten daher ihre Politik, entzogen dem Kaiser ihren Beistand, und die Folge davon war, daß der Erbfolgekrieg mehr und mehr im Sande verlief, um endlich im Frieden von Rastatt einen für Karl VI. zwar ehrenvollen, aber nicht sonderlich vorteilhaften Abschluß zu finden.

Eugen stand mittlerweile wieder dem Hofkriegsrat vor und verbesserte nach seinen reichen Erfahrungen nicht minder wie nach seiner Weisheit die Zustände in der Armee. Damals war die Protektionswirtschaft in Blüte, und außerdem waren die Offiziersstellen bei allen Regimentern käuflich. Durch den einen Umstand ebenso wie durch den anderen wurde es bewirkt, daß Menschen ohne Kenntnisse, ohne Geschick im Waffenhandwerk und ohne Verdienst wichtige Stellen im Heer einnahmen. Wer einflußreiche Verbindungen bei Hofe besaß, erhielt Beförderung auf Beförderung und stieg im Rang schnell höher und höher, während tapfere Offiziere, die in vielen Schlachten gekämpft hatten, übergangen wurden. Wer Geld hatte, kaufte sich ein Offizierspatent und wußte dabei oft nicht einmal genau, wie man eine Musquete abfeuert oder wie man den Degen führt. So kamen unfähige Leute zu wichtigen Aemtern, und es war natürlich, daß alle diese Dinge

bei den Truppen Unzufriedenheit und Geringschätzung gegen ihre Führer erzeugten. Eugen trat dem Protektionswesen mit Energie entgegen und erwirkte ein strenges Verbot gegen den Verkauf von Offiziersstellen. Mit beiden Maßregeln rief er natürlich den heftigsten Widerstand des Adels hervor und machte sich viele Feinde. Denn die adeligen Herren waren es gewöhnt, daß ihre Fürsprachen und ihre Gönnerschaften überall berücksichtigt wurden, und den Verkauf von Offiziersstellen betrachteten die vornehmen Inhaber der verschiedenen Regimenter als eine rechtmäßige Einnahmequelle, die ihnen der Prinz nehmen wolle. Eugenkehrte sich weder an Widerstand noch an Feindseligkeit; er war unerbittlich und schonte niemand, der sich gegen das Verbot verging. General Wilczek hatte einen verdienten alten Offizier zurückgesetzt und einem jungen Mann, der erst kurze Zeit und ohne Auszeichnung diente, eine Oberstleutnantstelle gegeben. Eugen befahl augenblicklich, daß auch jener brave, alte Offizier zum Oberstleutnant befördert werde, und schrieb, es sei „eine rechte Schand“, daß der General Wilczek einer Eigennützigkeit willen diese Unbilligkeit begangen“. Graf Joachim Trautmannsdorff, einer der ältesten und erprobtesten Generale, zudem ein Kavaliere aus einer

der vornehmsten Familien des Landes, glaubte sich an das neue Gebot nicht halten zu müssen und verkaufte eine Offiziersstelle seines Regiments um eine stattliche Summe. Eugen erhielt davon Kenntnis und nahm keine Rücksicht, weder auf die vornehme Abkunft noch auf das hohe Alter, noch auf die sonstigen Verdienste des Generals, auch nicht darauf, daß dieser bei Luzzara unter Eugens eigenen Augen sich ausgezeichnet hatte. Trautmannsdorff wurde aus dem kaiserlichen Kriegsdienst entlassen. Ja selbst dem Kaiser, der oft die Schwäche zeigte, auf die Bitten seiner Höflinge eine Beförderung vorzunehmen, trat Eugen mit Unerschrockenheit entgegen. Er schrieb ihm, solches zu unterlassen, sondern viel lieber zu helfen, daß solche Uebelstände beseitigt werden. Und er setzte hinzu: „Im widrigen Falle aber, wenn Euer Majestät selbst nicht die Hand dazu bieten wollten, so würden weder ich noch der Hofkriegsrat etwas Nützliches fruchten können, ich mich hingegen meiner kummer- und sorgenvollen Charge lieber begeben wollen, als erwarten, daß unter meinem Präsidium Ihr Kriegsrat schlimmer statt besser werden sollte.“

Dieses prächtige ehrliche und mannhafte Verhalten trug dem Prinzen, wie natürlich, am Wiener Hofe

manche Gegnerschaft ein. Dafür aber wurde er bei den Soldaten und Offizieren geliebt und verehrt. Mehr und mehr hob sich der gute Geist und die zuversichtliche Haltung der Truppen und ihr Vertrauen zur obersten Führung. Die Zustände besserten sich überall merklich, und der Kaiser konnte sich in Augenblicken der Gefahr ruhiger und hoffnungsvoller als vorher auf seine Armee stützen.

Wieder gegen die Türken. Peterwardein



Bald fand sich auch eine bedeutende Gelegenheit dazu. Denn nach jahrelanger Stille im Osten begann sich dort der gefährlichste Gegner Oesterreichs, der Türke, wiederum kräftig zu regen. Die Türken hatten die Republik Venedig angegriffen, womit sie den Satzungen des Carlwitzer Friedens zuwider handelten, hatten den Venetianern Morea entrissen und ihnen sonst auch schwere Verluste beigebracht.

Nun wandte sich die Republik an den Kaiser um Abhilfe. Karl VI. erhob Widerspruch gegen das Vorgehen der Türken, wurde aber übermütig und herausfordernd abgewiesen.

Eugen begab sich unverweilt zur Armee nach Ungarn. Er hatte die Rüstungen des Sultans längst wahrgenommen, wußte, daß wieder ein Angriff der Türken bevorstand, und seine Maßnahmen waren getroffen. Die Truppen waren jetzt an fünfundsechzigtausend Mann stark und im besten Zustand. Die Eifer-

sucht aber und der Streit der Unterfeldherren, die hier kommandierten, verstummte völlig vor dem hohen Ansehen des Prinzen. Der türkische Großwesir Ali versuchte es, Eugen in einem Sendschreiben einzuschüchtern. „Also wird man“, heißt es darin, „auch mit Euch einen Kampfplatz aufrichten, und das Unglück des Blutes, welches dabei von beiden Seiten vergossen werden wird, muß nebst der Schuld der geschehenen Beraubung der Untertanen über Euch kommen. Hingegen wird das osmanische Reich viel Ruhm und Siege zu erwarten haben. Euer schändliches Unternehmen aber wird Euch und Euern Kindern und Enkeln eine spöttische Niederlage, alles Unheil und Fluch verursachen.“ Eugen nahm solche Worte nur mit einem Lächeln entgegen. Er erkannte aus diesen Prahlereien nichts weiter, als daß die Türken wegen ihres Sieges über Venedig ganz toll und trunken seien.

Bei Peterwardein kam es zur Schlacht. Fünfundsechzigtausend Kaiserliche fochten gegen zweimalhunderttausend Türken. Aber auch hier kam es nicht auf die Größe und Gewalt der Körper an, die sich bekämpften, sondern auf die Häupter, die diese Riesenleiber in Bewegung setzten. Es war eben Prinz Eugen, der größte Feldherr seiner Zeit, der gegen den Großwesir Ali

stritt. Prinz Eugen, der das ganze Schlachtfeld übersah, der bald da-, bald dorthin eilte, der sich immer in das dichteste Getümmel des vordersten Treffens warf, und Großwesir Ali, der während des ganzen Verlaufs unbeweglich als Zuschauer des eisernen Ringens vor seinem prunkvollen Zelt stand. Eine Zufälligkeit, die zuerst wie eine Katastrophe erschien, wurde die Ursache des raschen und glänzenden Sieges, den die Kaiserlichen errangen. Im Zentrum hatten sich die aufmarschierenden Fußsoldaten in ihrer Ordnung gelockert. Eine Lücke entstand, die Türken bemerkten es mit Jubel und stürzten sich besinnungslos auf die zerrissenen Reihen. Prinz Eugen ließ die Kürassiere, langsam, geschlossen, wie eine Mauer undurchdringlich vorrücken. Indessen gewährte sein Adlerblick, daß die Feinde in ihrer wilden vorschnellen Angriffslust durch den Stoß, den sie mit aller Wucht gegen das Zentrum führten, ihre eigenen Flanken entblößt hatten. Während nun der Ansturm der Türken an der ehernen Front der Kürassiere zerbrach, wie Wellen an einer Mole zerbrechen, nahm Eugen die Gelegenheit wahr und umklammerte mit den beiden Flügeln seiner Armee das feindliche Heer. Als nun die Türken sich an den Seiten gefaßt sahen, als sie die heiße Umarmung fühlten, in



Der Kampf um den Roßschweif

der ihre Kraft erdroffelt wurde, sank ihnen mit einemmal der Mut. Wie es immer bei ihnen in solchen Stunden zu geschehen pflegt, trat der Umschwung von rasender, kampfgieriger Tapferkeit zu furchtbarer Verzweiflung und blassem Entsetzen ganz plötzlich ein. Ganz plötzlich machte diese glänzende, wohlbewaffnete Armee kehrt und stürmte in tausender Flucht davon. Sie überrannten das eigene Lager, überrannten, was sich ihnen in den Weg stellte. Der Großwesir trat ihnen mit dem blanken Säbel entgegen, aber da gab es kein Halten mehr. Nun schwang sich Ali auf sein Pferd, sprengte mit einer kleinen Schar gegen die Kaiserlichen an, um die Verfolgung zum Stillstand zu bringen. Aber eine Kugel traf ihn mitten in die Stirn und streckte ihn tot zu Boden.

Als Prinz Eugen im verlassenen Türkenlager vor das seidene Prachtzelt des Großwesirs kam, fand er die grauenvollen Zeichen der unedlen Rache, die der Großwesir an den Siegern genommen. Graf Breuner, der kurz vorher bei einem Streifzug in türkische Gefangenschaft geraten war, lag ermordet auf der Erde, mit den schweren Ketten beladen, die er während der Gefangenschaft getragen, aus frischen Wunden blutend. Und ihm zur Seite die Leichen anderer Gefangenen. Sie

waren eben erst enthauptet worden. Die Türken, die es nicht verabsäumt hatten, ihre Mut über die erlittene Niederlage an den Wehrlosen zu fühlen, hatten alle ihre Kriegsvorräte, alle ihre Schätze, Pferde, Kamele, kostbaren Waffen, kurz alles, was sie besaßen, im Stich gelassen. Unermeßliche Beute fiel den kaiserlichen Truppen zu.

Nur fünf Stunden hatte der Kampf gedauert, von sieben Uhr früh bis zwölf Uhr mittag; dann war alles entschieden.

Schon drei Tage später kam der Siegesbote, den Prinz Eugen zum Kaiser geschickt hatte, in Wien an. Es war am 8. August 1716 um zwei Uhr nachmittags, als der Oberst Graf Rhevenhüller unter dem fröhlichen Schmettern der Posthörner in den Torbogen des Schlosses Favorita sprengte. Karl VI. vergaß den gravitätischen Ernst und die zeremonielle Zurückhaltung, die er in Spanien angenommen, eilte dem Grafen Rhevenhüller entgegen und war in seiner Freude so lebhaft, so heiter und herzlich wie nie zuvor. Als bald geriet die ganze Wienerstadt in Bewegung. Alle Straßen waren dicht gedrängt von Menschen. Graf Rhevenhüller wurde überall, wo er sich zeigte, angehalten, umringt und bewundert und mußte an

diesem Tage noch unzählige Male die Schilderung der Schlacht wiederholen.

Aber auch durch das ganze übrige Europa ging ein Aufatmen der Befreiung und ein Ausruf der Bewunderung für den Prinzen Eugen. Der Papst ließ in Rom alle Glocken läuten und die ganze Stadt festlich beleuchten. Selbst aus Frankreich erhielt der Prinz Glückwünsche und Grüße. Marschall Villars, der ja selbst von Eugen besiegt worden war, schrieb ihm einen Brief voll hochtönender Lobsprüche, nannte die kaiserliche Armee „die furchtbarste, die es gegenwärtig in Europa gibt“, und prophezeite, der Siegeslauf des Prinzen werde erst am Schwarzen Meer ein Ziel finden. Damit meinte der Marschall, es werde dem Prinzen Eugen gelingen, die Türken gänzlich aus Europa zu vertreiben.

Eugen aber dachte vorerst nicht an das Unmögliche, sondern richtete sein Augenmerk ruhig und durch die höchsten Ehren niemals verwirrt auf das Nächstliegende. Er hielt es nicht einmal für ratsam, jetzt gleich auf Belgrad vorzugehen, sondern beschloß, zuerst die Festung Temesvar zu belagern. Unverweilt führte er seine Truppen dahin, schloß die Stadt ein und herannte sie. Mehemed Aga, der Pascha von Temesvar, ver-

teidigte sich mit Löwenmut. Die Aufforderung, sich zu ergeben, beantwortete er stolz und doch mit Höflichkeit. Er wisse gar wohl, schrieb er, daß der Prinz schon weit größere und stärkere Festungen erobert habe als Temesvar; seine Pflicht aber sei es, diesen Platz zur Ehre des Sultans bis aufs äußerste zu halten. Dennoch ließ es Mehemed Aga zu diesem Aeußersten nicht kommen. Er hoffte auf Entsatz, aber seine Zuversicht verminderte sich, als die Kaiserlichen eine türkische Reiter-schar, die, zwanzigtausend Mann stark, herangeeilt war, zersprengte. Kurz darauf nahm Eugen die Stadt im Sturm, und Mehemed Aga blieb auf die Zitadelle beschränkt, wo er unter dem Eindruck des rasenden Bombardements, das Eugen nun eröffnete, nach einigen Tagen von selbst kapitulierte. Eugen gewährte ihm und der Besatzung einen ehrenvollen Abzug. Als der Pascha nun auch verlangte, daß die ehemaligen ungarischen Rebellen, die sich in Temesvar befanden und unter der türkischen Fahne gegen den Kaiser gefochten hatten, gleichfalls freien Abzug haben sollten, gewährte der Prinz diese Bedingung wie die anderen, indem er zu dem betreffenden Absatz der Kapitulationsurkunde die lakonischen und seither berühmt gewordenen Worte schrieb: *La canaglia può*

andare, dove vuole. „Die Kanaille mag gehen, wohin sie will!“

Hundertvierzig Jahre lang waren die Türken im Besitz von Temesvar gewesen. Nun verloren sie mit dieser Festung ihren wichtigsten Stützpunkt in Ungarn, und der Kaiser gewann zugleich mit Temesvar auch das Banat. Eugen teilte sein Heer in verschiedene Gruppen, ließ die Türken überall verfolgen und zurücktreiben, gab einen genauen Befehl für den Rest des Feldzuges und für das Einrücken in die Winterquartiere und eilte nach Wien, um den letzten Schlag gegen den Feind, die Eroberung von Belgrad, vorzubereiten.

Belgrad



Schon im folgenden Frühling, am 14. Mai 1717, verließ Eugen Wien und begab sich wieder zur Armee nach Ungarn. Zwei Tage vorher war dem Kaiser eine Tochter geboren worden: Maria Theresia. Mitte Juni überschritt der Prinz mit seinen Truppen die Donau und schloß Belgrad ein. Wochenlange Arbeit brauchte es, um das Lager zu befestigen, Laufgräben aufzuwerfen, Schanzen zu errichten. Unter dem Kanonenfeuer, das die Türken aus der Festung spielen ließen, ward das Werk vollendet. Dann aber zeigte es sich, daß Eugen in eine gefährliche Lage geraten war. Denn der Großwesir Chalil rückte mit überlegenen Streitkräften zum Entsatz von Belgrad heran. Unermessliches Jubelgeschrei von den Zinnen des Belgrader Schlosses begrüßte seine Ankunft, und nun erfolgte ein fürchterliches Kreuzfeuer gegen die Kaiserlichen. Von der Festung aus und von der Armee Chalils wurden

sie beschossen. Kein Punkt in Eugens Lager war mehr sicher. Die Zufuhr war abgeschnitten, die Truppen durch die Strapazen erschöpft, durch Seuchen und Regenwetter verstimmt und geschwächt. Eugen verhehlte sich nicht, daß er hier eingeklemmt sei, und daß ihm das schreckliche Schicksal drohe, zwischen der starken Festung und der noch weit stärkeren Macht des türkischen Entsatzheeres zerdrückt und aufgerieben zu werden.

Doch er war nicht der Mann des Erschreckens, er war auch nicht der Mann, der in schwerer Stunde zögerte und durch Unentschlossenheit die Gefahr vermehrte. Kaum hatte er seine Lage erkannt, so wußte er auch schon, daß es hier nur einen einzigen Weg zur Rettung gab, und dieser bestand darin, nicht zu warten, bis der Feind mit wuchtigem Arm zum Schlage ausholen werde, sondern selbst und mit überraschender Schnelligkeit den entscheidenden Hieb zu führen. In der Nacht zum 10. August befahl er den Angriff, und in lautlosem Schweigen rückten seine Soldaten ins freie Feld, den Schanzen des Großwesirs entgegen. Als es aber endlich Morgen wurde, hing ein schwerer, undurchdringlicher Nebel über dem ganzen Land. Freilich war den Türken dadurch die An-

näherung der Kaiserlichen verborgen, aber von Eugens Reihen selbst waren einige Kolonnen zu weit nach rechts geschoben worden, da niemand mehr seinen Weg sehen konnte, und so war im Zentrum eine breite Lücke entstanden, die unbemerkt blieb. Im Dämmern des Nebels stieß das Reiterregiment Palffy auf einen türkischen Laufgraben. Sogleich schmetterte der Alarm durch das Lager des Großwesirs, und ein heftiger Kampf entbrannte, aber ziellos und verwirrt, denn niemand war imstande, zehn Schritte weit zu sehen. Endlich um die achte Morgenstunde erhob sich ein frischer Wind, der die Nebelwolken zerflattern ließ. Jetzt konnte Eugen das Schlachtfeld überschauen, jetzt gewahrte er auch, daß seine beiden Flügel schon weit vorgedrungen waren, daß aber sein Zentrum durchbrochen war. Er gewahrte mit bebendem Herzen, daß er im Begriffe stand, eine vollkommene Niederlage zu erleiden, gewahrte, wie sich das Fußvolk der Janitscharen in fürchterlichen Rammstößen gegen die Lücke des Zentrums warf. Gelang es den Türken, hier durchzubrechen, dann war das kaiserliche Heer entzwei geschnitten und die Schlacht verloren. Da loderte der alte Soldatengeist in Eugens Seele auf. Blitzschnell warf er die kaiserliche Infanterie zum Frontangriff ins

Zentrum. Er selbst aber raffte die Reiterei, die ihm gerade zur Hand war, zusammen, und einmal noch zitterte die Erde unter der herrlichen Wucht seines Angriffs. Die Masse der Janitscharen hielt den jähen Anprall, der so in ihre Flanke fuhr, nicht aus, sie zersplitterte, löste sich auf, und ihr Rückwärtsfluten schwemmte die ganze Schlachtordnung der Türken mit sich fort.

Noch einmal erlebte Eugen, was er in diesen Gefilden in jahrelangem Ringen gegen die Türken so oft erlebt hatte: wie das blasse Entsetzen in die Arme der Feinde griff und sie lähmte, wie der ungeheure Schrei ihrer Verzweiflung gleich einem Donner durch die Luft brauste, wie sie in ihrer Flucht ausgestreut waren gleich verschüttetem Sand über die weite Ebene. Das Hinterdreinschmettern der kaiserlichen Reiter, die mit lautem Jubelruf die Fliehenden verfolgte. Dann das verlassene Türkenlager mit all der reichen Beute! Fünftausend Gefangene, zweihundert Geschütze, fünfzig Fahnen wurden in der Schlacht gewonnen. Wenige Tage später ergab sich auch die Stadt und Festung Belgrad, und da fielen den Kaiserlichen sechshundert Geschütze, unendliche Mengen von Munition und die ganze Donauflotte in die Hände.

Wiederum erschien ein Siegesbote in Wien, wie nach der Schlacht bei Peterwardein und nach dem Fall von Temesvar. Diesmal war es der Generalfeldwachtmeister Graf Hamilton. Wiederum sprengte der Ueberbringer solcher Freudenachricht im Galopp vor die Burg des Kaisers, und vor ihm her ritten, dem Brauch gemäß, sechs Postillione, die fröhlich Viktoria bliesen. Als Graf Hamilton zum Kärntner Tor kam, war schon so viel Volk zusammengelaufen, daß er sich seinen Weg durch die jauchzende Menge nur mühsam bahnen konnte. Hochauf rauschte die Freude in Wien. Und weit über Wien, weit über das Reich hinaus flog wieder die Bewunderung für den Prinzen Eugen von Savoyen.

„Prinz Eugenius, der edle Ritter . . .“



Die Türken waren endgültig niedergeworfen und baten um Frieden. Eugen forderte Serbien, die Walachei und die Moldau und das Banat für den Kaiser. So stolze Ansprüche hatte Oesterreich niemals vorher und niemals nachher erhoben, hatte noch nie mit einem überwundenen Gegner solch eine stolze Sprache führen können. Eugen hielt die Armee unter den Waffen, wachte mit aufmerksamen Blicken über das ganze Gebiet des Krieges, während die Diplomaten in Passarowitz zusammentraten und über den Frieden verhandelten.

Indessen aber dieser Frieden beraten wurde, haben im Feldlager von Belgrad die Soldaten ein Lied erfunden und es bei ihrem Wachtfeuer gesungen, das Lied vom „Prinz Eugenius, dem edlen Ritter“.

Er zählte damals an die vierundfünfzig Jahre, der edle Ritter. Er war seit mehr als fünfunddreißig

Jahren im Krieg, also seit mehr als einem Menschenalter. Von den Grenzen der Türkei, die er weit nach Osten verschoben hatte, bis hin an den Ausfluß der Schelde im Westen, im ungarischen Tiefland, im schneeigen Felsgestein der Alpen und in der lombardischen Ebene hatte er Zeugnis abgelegt von seiner Bravour, seiner ruhig wägenden Tapferkeit, von seinem unwiderstehlichen, aber stillen und bescheidenen Heldentum. Er hatte die glanzvollsten Siege errungen, und unter den Schritten seiner Soldaten, unter dem donnernden Galopp seiner eisernen Reiter, unter den blitzenden Streichen seines Schwertes war das Schicksal der Völker entschieden, das Angesicht Europas verändert, der Thron des Kaisers gerettet und befestigt worden. Er war jetzt die kriegerische Seele dieser Welt, der kleine, unscheinbare Mann mit dem ernstesten Gesicht, der häßlichen Stupsnase und den dunkeln, schönen, feurig strahlenden Augen. Unzähligen jungen Adelligen schwebte er als leuchtendes Beispiel in ehrgeizigen Träumen vor Augen. An allen Höfen, in allen Palästen und in allen Bürgerhäusern wurde er bewundert und gepriesen. Seine Soldaten aber vergötterten ihn. Sie hatten ihn aus der Nähe gesehen. Sie wußten, daß er das Unrecht, das Protektionswesen

und die Korruption in der Armee bekämpfte und dem Verdienst zu seinem gerechten Lohn verhalf. Sie wußten, daß er allein es war, der für ihren Unterhalt Sorge trug und es nicht duldete, daß sie Hunger und Mangel litten. Sie wußten auch, daß er nichts für sich begehrte, nie und nirgendwo, weder Reichtum noch Ehre, noch Schmeichelei, noch die Gunst der Mächtigen, daß er ohne Hochmut und ohne Eitelkeit sich immer gleich blieb, gütig und einfach, mild, aber von unbeugbarer Gerechtigkeit nach oben wie nach unten. Und sie hatten ihn im Kampf gesehen, wie er da in den vordersten Reihen, im tödlichsten Kugelregen immer gleich dem niedrigsten Mann sein Leben in die Schanze schlug, hatten es in vielen Schlachten mit angesehen, wie er gelassen und still auf seinem Pferd saß, mit Adlerblicken umherspähte und geduldig, besonnen und nachdenklich den rechten Augenblick erwartete. Die Wonne aber, wenn der Moment gekommen war, die helle Glut in ihm aufflammte, wenn er das Zeichen zum Angriff gab und seinem Roß die Sporen in die Flanken trieb. Sie schwärmten für ihren „kleinen Kapuziner“, sie liebten ihn und erzählten sich tausend kleine Geschichten von ihm, wenn sie abends vor ihren Zelten beisammen saßen. Und eines Abends, im Feld-



„Prinz Eugenius, der edle Ritter“

lager an der Donau, im Angesicht der Stadt und Festung Belgrad, von deren eroberten Zinnen jetzt die kaiserlichen Fahnen wehten, da flatterte aus einer Gruppe wetterbrauner Bursche, die sich um ein Biwakfeuer hingestreckt hatten, das Lied auf: „Prinz Eugenius, der edle Ritter“.

Heller Trompetenton scheint aus diesen frohen, tapferen Klängen zu schmettern. Wie eine Siegesfanfare setzt die Melodie ein:

„Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiser wiederum kriegen
Stadt und Festung Belgrad . . .“

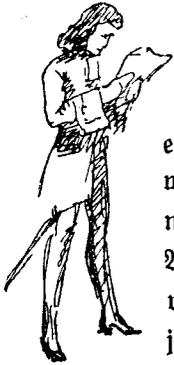
Und dann ruckt und zuckt es wie Trommelwirbel, wie Paukenschlag und wie Schritt und Tritt marschierender Regimenter:

„Er ließ schlagen eine Brücken,
Daß man kunnst hinübrücken
Mit der Armee wohl für die Stadt!“

Niemand weiß, wer dieses Lied erdacht hat. Etliche sagen, es sei ein junger brandenburgischer Kriegsknecht gewesen. Allein es ist uns darüber keine sichere Nachricht geworden. Das Lied jedoch hob sich von den

Lippen der jungen Menschen, die es zuerst gesungen haben, und schwebte durch das ganze Lager. Die Winde nahmen es auf ihre Flügel und trugen es überallhin, wo im weiten Ungarland Soldaten unter dem kaiserlichen Banner zu Felde standen, und weit in der Runde erbrauste der Sang: „Prinz Eugenius, der edle Ritter . . .“

Neid und Verleumdung



In eben dieser Zeit, in der Eugens Ruhm aufs höchste gestiegen war, in eben diesen Jahren, in denen er seinem Kaiser die wichtigsten Dienste erwiesen hatte, wurde der Versuch unternommen, den Prinzen zu stürzen, ihn seiner Ämter zu berauben und ihn aus Wien zu vertreiben. Er war, wie natürlich, derjenige Mann am Wiener Hof, der die erste Stelle und das größte Ansehen inne hatte. Aber er besaß keineswegs auch die Macht. Denn die Macht war, wie es in jenen Zeiten immer zu sein pflegte, bei den Günstlingen und persönlichen Freunden des Kaisers, also bei solchen Leuten, die des Kaisers Ohr besaßen, die sich immer um des Kaisers Person befanden, ihm schmeichelten und seine Beschlüsse auf Schritt und Tritt beeinflussten.

Es fanden sich zu allen Zeiten und finden sich auch jetzt noch an Fürstenhöfen Menschen, die sich, von Ehrgeiz getrieben, in die Nähe der Herrscher drängen, ihre

Gunst, ihre Liebe zu gewinnen suchen, und die dann die Person des Monarchen gleichsam als Werkzeug benützen, um ihre eigenen Zwecke zu verfolgen. Der Prinz Eugen war nicht von solchem Schlag. Ihm lag nichts an der Macht, und er war nicht auf so niedere Art ehrgeizig. Er begnügte sich, dem Kaiser nach besten Kräften ehrlich zu dienen, aber er schmeichelte ihm nicht. Er sagte in allen Dingen seine Meinung und war charakterfest genug, wenn es sein mußte, dem Kaiser auch zu widersprechen. Nun war aber Karl VI. bei aller Gutmütigkeit doch auch ein Mann von empfindlichem Stolz, und wie sehr er auch den Prinzen Eugen verehrte, so lieb er doch den Einflüsterungen seiner Günstlinge nur allzu bereitwillig Gehör. Dazu kam noch, daß Kaiser Karl VI. sich in allen möglichen Plänen und Entwürfen erging, von denen er sich große Erfolge versprach. Er wollte durchaus die Armut der österreichischen Erbländer verbessern, er wollte mit großzügigen Unternehmungen Handel und Wandel beleben, gründete die Ostindische Kompagnie, träumte von einer großen, meerbeherrschenden Flotte und war beständig in den Händen von allerhand zweifelhaften Finanzgenies und Projektenmachern. Eugen aber hielt nicht viel von diesen Unternehmungen, sein klarer Geist

erkannte vorschauend, daß viele, viele Jahre notwendig seien, solche Dinge ins Werk zu setzen, noch mehr Zeit aber vergehen müsse, bis sich ein Ertrag zeigen könne. Er wußte, daß der Kaiser, der sich sogleich und in nächster Zukunft goldene Früchte erhoffte, im Irrtum sei, er merkte auch, daß von den Leuten, die Karl VI. in seinen Spekulationen bestärkten, nicht alle ehrlich waren, und er machte aus seiner Meinung kein Geheimnis. So schrieb er einmal an einen Freund: „Mir genügt es, wenn einer beginnt, als Projektentmacher aufzutreten, um also gleich meine frühere gute Meinung von ihm zu verlieren.“

In manchen anderen Dingen noch mußte Eugen dem Kaiser widersprechen, und als er einmal auch sich rundweg weigerte, aus Ungarn, wo er gegen die türkische Uebermacht keinen einzigen Soldaten entbehren konnte, Truppen nach Italien zu senden, wie es der Wiener Hof von ihm verlangt hatte, da war den Spaniern, von denen Karl umgeben war, ein günstiger Anlaß geboten, aufs wirksamste gegen ihn zu schüren. Es konnte nicht fehlen, daß zwischen Eugen und dem Kaiser eine Spannung eintrat, und daß der Kaiser, so hoch er auch des Prinzen Verdienste und Persönlichkeit achten mußte, dennoch mancherlei Einflüsterungen zugänglich wurde.

Des Kaisers erklärter Liebling war Graf Michael Johann von Althaus, der schnell in die obersten Aemter und Würden vorrückte und die erste Stellung am Hofe einnahm. Nur einen einzigen Mann sah Graf Althaus noch über sich, und das war der Prinz Eugen. Des Prinzen schlichtes, Ehrfurcht gebietendes Wesen, umstrahlt vom Glanz des Heldenruhmes ebenso sehr wie vom Schimmer unantastbarer Rechtschaffenheit, erregte Althaus Eifersucht mehr und mehr. Ohne eigene hervorragende Begabung war Althaus klug genug, gegen Eugen keinen offenen Angriff zu unternehmen, ja die große Beliebtheit des Prinzen ließ es ihm geraten erscheinen, lieber andere Leute für sich arbeiten zu lassen und bei den Intrigen, die gegen Eugen gesponnen wurden, selbst hübsch fein im Hintergrund zu bleiben.

Und er fand Verbündete, fand sie sogar dort, wo er sie am wenigsten gesucht hätte. In Eugens Better Victor Amadeus von Savoyen, König von Sardinien. König Victor trachtete danach, für seinen ältesten Sohn eine Tochter des verstorbenen Kaisers Joseph zu Frau zu kriegen. Der Prinz Eugen erkannte, daß diese Verbindung wohl für das Haus Savoyen, nicht aber für Oesterreich vorteilhaft wäre. Seine Bedächtigkeit schwankte keinen Moment, und ohne auf eigene

Familie Rücksicht zu nehmen, hatte er sich zum großen Verdruß seines Veters gegen diese Heirat erklärt. Deshalb war nun der Gesandte Sardiniens, der Marquis von St. Thomas, bereit, am Sturze des Prinzen mitzuwirken.

Zwei wertlose Menschen, ebenso töricht wie schlecht, gaben sich dazu her, das Komplott zur Ausführung zu bringen. Der eine von ihnen, ein Abenteurer und Spion, namens Tedeschi, hoffte auf reichlichen Geldgewinn, der andere, Graf Nimptsch, versprach sich Ehren und Aemter, wenn der Anschlag gelang. Tedeschi übernahm es, die falschen Anklagen gegen Eugen zu schmieden, und Graf Nimptsch bearbeitete indessen den Kaiser mit Verdächtigungen gegen den Prinzen. Dieser Graf Nimptsch war am Hofe bisher ohne Beachtung und ohne Ansehen gewesen. Man wußte allgemein, daß er ein Mensch von ganz geringen geistigen Fähigkeiten sei, daß er wenig Bildung und keinerlei Talent besitze. Aber er spielte den Spaßmacher, er betrug sich närrisch, machte den Leuten allerlei Schnurren vor und — wie das in der Welt schon einmal Brauch ist — man lachte über ihn, man ergötzte sich über sein Wesen. Man achtete ihn nicht — aber man duldete ihn. So hatte Nimptsch die Gewohnheit

angenommen, sich in alle Gespräche zu mischen, ja er durfte sich's sogar erlauben, den Kaiser anzureden.

Wenn er nicht gerade in seine politischen und finanziellen Pläne sich vertieft hatte, war Kaiser Karl VI. ein ganz gemüthlicher Mann. Sein Aufenthalt in Spanien und die Spanier, die seine Umgebung auch in Wien bildeten, hatten ihn freilich etwas gravitatisch werden lassen. Er hielt außerordentlich viel auf Etikette und auf das steife Zeremoniell, und er hatte die Empfindlichkeit, von keinem Menschen beherrscht oder beeinflusst werden zu wollen. So stark er auch gelegentlich unter dem Einfluß mancher seiner Günstlinge stand, es durfte sich's keiner merken lassen oder gar darauf pochen. In diesem Punkte verstand Karls Eigenliebe keinen Spaß. Sonst war er leutselig und hörte gern, wie mancher andere Monarch in Oesterreich, wenn man ihm den Klatsch der Residenz erzählte. Es machte ihm Spaß, alles zu wissen, was in der Wiener Gesellschaft vorging. Er liebte auch die Musik und war selbst ein tüchtiger Musikus. Als er einmal bei einer Orchesterprobe zugegen war, ergriff er den Taktstock und dirigierte selbst das Stück, das eben gespielt wurde, nach seiner Intention. Der Kapellmeister, der ihm schmeicheln wollte, rief mit Bewunderung: „Oh, Euere Majestät könnten

jeden Tag als Kapellmeister Ihr Brot verdienen.“ Der Kaiser schmunzelte und sagte: „Nun, nun, ich habe ja einstweilen auch so mein gutes Auskommen.“

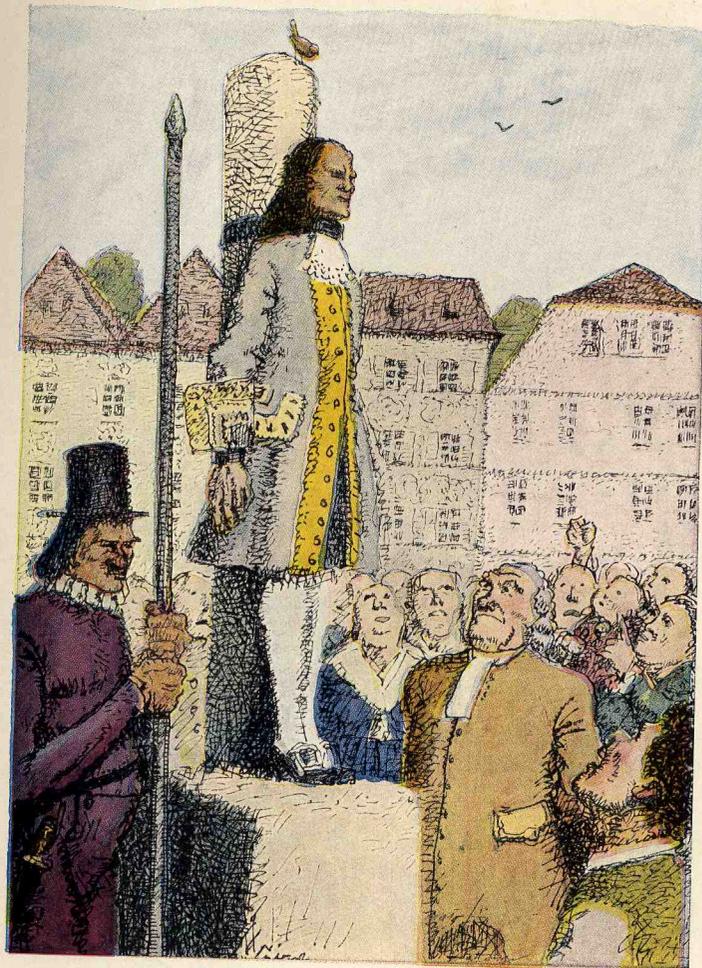
Den Grafen Nimptsch hörte der Kaiser nun im An-
fang mehr aus Neugierde an, als dieser sich in Ver-
dächtigungen gegen den Prinzen Eugen erging. Alles,
was Nimptsch daher redete, erschien dem Kaiser wohl
zuerst nur als Kuriosität. Er ließ sich das Zeug zu
seiner Unterhaltung vorschwagen, später aber wurde
er doch unruhig, und es erfüllte ihn mit Entrüstung,
daß der Prinz wirklich so arglistig und treulos sein
sollte, wie man von ihm behauptete. Als ihm aber
eines Tages Nimptsch ein ganzes Intrigengewebe vor-
leg, das der Prinz Eugen gesponnen habe, um mit Hilfe
Bayerns die ganze Macht an sich zu reißen, da erschraf
der Kaiser gewaltig. Er befahl, man solle einstweilen
nicht öffentlich gegen den Prinzen vorgehen, sondern
Beweise herbeischaffen. Inzwischen, so befahl er, müsse
der Prinz nebst allen seinen Mitschuldigen insgeheim
scharf bewacht werden. Und Nimptsch erhielt die Er-
laubnis, des Nachts unerkannt zum Kaiser zu kommen,
um ihm Bericht zu erstatten.

Eugen, der den Hofflatz, die Intrigen und all die
kleinlichen Umtriebe verachtete, der nur seiner Arbeit,

nur den Büchern, den Wissenschaften und schönen
Künsten lebte, wußte nichts von dem Ungewitter, das
sich über ihm zusammenballte. Aber der Kammer-
diener des Grafen Nimptsch kam zu ihm und entdeckte
ihm alles. Dieser arme Teufel hatte selbst keine Ahnung,
daß die Sache den Prinzen so nahe anging. Er hatte
nur das seltsame Wesen seines Herrn, des Grafen
Nimptsch, mit steigender Sorge wahrgenommen. Er
hatte wahrgenommen, daß Nimptsch sich täglich und
nachts mehrmals verkleidete, daß er sich täglich mehrere
Stunden mit Ledeschi einschloß, und er hatte Angst,
sein Herr könne in eine Verschwörung verwickelt sein
und sich um Hals und Krage bringen. Deshalb lief
er zum Prinzen Eugen, denn zum Prinzen hatte jeder
Mensch in Wien Vertrauen, jeder kannte seine Güte,
jeder war von seiner Menschlichkeit überzeugt, und die
kleinsten Leute scheuten sich nicht, sondern kamen voll
Vertrauen zu ihm, wenn sonst nichts mehr helfen wollte.

So lag denn der abscheuliche Plan seiner Feinde
und Neider vor den erstaunten Augen des Prinzen aus-
gebreitet. Er sah, wie weit die Sache schon gediehen
war, und daß der öffentliche Angriff gegen ihn jeden
Augenblick erfolgen müsse, daß ein häßlicher Skandal
nicht mehr zu vermeiden sei. Und wie er es in der

Feldschlacht zu halten gewohnt war, so hielt er es auch in diesem Kampf. Er wartete den Angriff nicht erst ab, sondern er ging ohne Zögern daran, seinen Feinden zuvorzukommen und selber loszuschlagen. Schnurstracks begab er sich zum Kaiser, und die beiden standen sich in diesem ungleichen Spiel mit sehr ungleichen Mienen gegenüber. Karl VI. war bestürzt, war in äußerster Verlegenheit und beschämt. Denn nur, weil er in seiner Schwäche selbst die Hand dazu geboten, hatte sich ja die Verleumdung so dreist an den ruhmvollsten Helden und verdientesten Mann des Reiches heranwagen dürfen. Eugen aber war ruhig und voll gelassener Festigkeit. Der Kaiser versuchte es, den Prinzen zu beschwichtigen, aber Eugen erwiderte: „Das Spiel ist schon viel zu weit getrieben worden, als daß hier Worte noch fruchten können . . .“ Der Kaiser mochte die Männer nur ungern preisgeben, denen er Gunst und Vertrauen geschenkt hatte. So redete er auf den Prinzen ein, aber vergeblich. Als der Marquis von St. Thomas genannt wurde, zuckte der Kaiser die Achsel und meinte: „Bedenkt, das ist schwer. Es ist ein unverletzlicher Gesandter.“ Eugen erwiderte: „Er ist ein Diener meines Veters; und wenn ich hier nicht Genugtuung erhalte, so werde ich als Fürst des



Tedeschi am Pranger

Hausen von Savoyen mir selbst vom Herrn Marquis Genugtuung schaffen.“ Was die beiden andern betraf, Nimpfisch und Tedeschi, so begehrte er, daß sie sogleich verhaftet würden und daß man ihnen den Prozeß mache. Der Kaiser war in arger Bedrängnis, aber der Prinz beharrte auf seinem Verlangen. „Strenge Genugtuung verlange ich,“ sagte er, und fortfahrend erhob er den Blick und schaute mit seinen dunkelstrahlenden Augen dem Kaiser geradeaus ins Gesicht: „Wird mir nicht die volle Gerechtigkeit, um die ich bitte, dann lege ich hiermit alle meine Stellen zu Füßen Euerer Majestät nieder. Ganz Europa aber werde ich anrufen zum Richter über die Kränkung, die mir widerfährt, wenn solche Beleidigungen strafflos bleiben.“ Karl VI. umarmte Eugen, versicherte ihn seiner Huld und sagte, er hoffe, die Freundschaft zwischen ihm und dem Prinzen werde trotz der jetzigen Vorkommnisse so fest bleiben wie vorher. Aufrecht und sicher verließ Prinz Eugen des Kaisers Gemach und die Hofburg. Er hatte sich keinen Augenblick herbeigelassen, von seiner Unschuld zu sprechen, hatte die Anklagen jener niedrigen Menschen überhaupt keines Wortes gewürdigt, sondern nur Genugtuung gegen die Verleumder gefordert.

Tedeschi und Graf Nimptsch wurden arretiert und der Prozeß gegen die beiden eröffnet. Allein sie hatten mächtige Freunde bei Hof, und diese setzten alle Hebel in Bewegung, um das Gerichtsverfahren aufzuhalten oder zu vereiteln. Man stellte dem Kaiser vor, wenn auch der Prinz Eugen gewiß unschuldig und tadellos genannt werden müsse, so sei doch seine Macht zu hoch gestiegen. Nun habe man eine Gelegenheit, dem Prinzen zu zeigen, daß doch nicht immer sein Wille geschehen könne, und ihn so in seinem Stolz ein wenig zu beugen. Diese Leute stellten dem Kaiser vor, das werde für den Hochmut des Prinzen sehr heilsam sein. Seine Drohungen, sagten sie, meine Eugen wohl nicht so ernst, er werde schon im Amt bleiben und sich am Ende mit einer bescheideneren Stellung zufrieden geben, wenn ihm der Kaiser nur zeige, daß er sich nicht vor ihm fürchte. Ein solch schmähliches Verfahren wagten Eugens Feinde dem Kaiser anzuraten, ein Jahr nach dem Sieg von Belgrad.

Einzig der Präsident des Reichshofrates, der Graf Windischgrätz, trat diesen Einflüsterungen entgegen. Er war kein Freund des Prinzen Eugen, sondern gehörte eher zu dessen Gegnern, aber er hatte sich nie an einer Intrige gegen den Prinzen beteiligt, achtete ihn

als Menschen und als Feldherrn, und so war denn auch Windischgrätz der erste, der seine Stimme für Eugen erhob. Voll Unerfrodenheit erklärte er dem Kaiser: Wenn der Mann, dem das Haus Habsburg so unermesslichen Dank schuldig sei, durch eine niedrige Machenschaft seiner Neider wirklich verdrängt werde, so werde das der Regierung Karls zu unauslöschlicher Schande gereichen. Er drang in den Kaiser, strenges Gericht anzubefehlen und gegen Eugens Verleumder keine Milde walten zu lassen.

Der Kaiser hörte glücklicherweise mehr auf Windischgrätz als auf die anderen. Außerdem kannte er Eugen doch zu gut und wußte, daß der Prinz in seiner unbeugsamen Sinnesart genau so handeln werde, wie er es gesagt hatte. Eugen zeigte übrigens durch sein ganzes Verhalten, wie fest er entschlossen sei, keinen Finger breit von seinem einmal ausgesprochenen Wort zu weichen. Seit er beim Kaiser gewesen war, hielt er sich in seinem Palast, ging nicht mehr zu Hof, berief den Konferenzrat nicht mehr zu einer Sitzung zusammen, versammelte auch den Hofkriegsrat nicht mehr, ließ die Geschäfte stocken und wartete auf die verlangte Genugthuung. Die Verlegenheit und Not wuchsen täglich mehr und mehr. Keiner aber, und auch der Kaiser

selbst nicht, hätte es gewagt, eigenmächtig und über Eugen hinweg die Hand an die Geschäfte zu legen. So blieb nur rasches Handeln übrig. Zu alledem ergriff das Volk, ergriff die Bürgerschaft leidenschaftlich für Eugen Partei. Als es bekannt wurde, daß der sardinische Gesandte, Marquis St. Thomas, hinter dem Komplott gesteckt habe, mußte sein Palast und, wenn er ausfuhr, seine Karosse von Soldaten bewacht werden, um ihn vor der Erbitterung der Menge zu schützen.

Der Marquis von St. Thomas kam schließlich noch am glimpflichsten davon, denn Prinz Eugen begnügte sich zuletzt mit einem de- und wehmütigen Entschuldigungsbrief des Königs von Sardinien. Schlimmer erging es seinen zwei Spießgesellen. Tedeschi wurde verurteilt, auf dem Neuen Markt zu Wien zwei Stunden am Pranger zu stehen, dann vom Henker mit dreißig Rutenstreichen ausgepeitscht zu werden, um schließlich aus allen Staaten des Kaisers für immer verbannt zu sein. Der Graf Nimptsch verlor die Würden eines Kämmerers und Hofrats, wurde zu zwei Jahren Festungshaft und danach zu ewiger Verbannung verurteilt. Vergebens flehte des Kaisers Günstling, Graf Althan, der des Grafen Nimptsch Schwager war, um Gnade und Milderung des Urteils.

Karl VI. blieb standhaft. Er wußte, daß zu viel auf dem Spiele stand, und der Richterspruch wurde an Nimptsch ebenso vollzogen wie an Tedeschi.

Es ist freilich schön und befriedigend, daß dieser häßliche Anschlag gegen den Prinzen Eugen noch so ganz vereitelt und so streng bestraft wurde. Aber es bleibt doch auch beschämend, daß sich Verleumdung und neidischer Verdacht überhaupt jemals an einen Mann wie Eugen heranschleichen durften, ohne sofort von denjenigen, die ihm Dank schuldig waren, verschleucht und zertreten zu werden. Die Spannung zwischen Karl VI. und dem Prinzen wich allmählich, und der Kaiser überhäufte den Prinzen wieder mit Gunstbezeugungen. Trotzdem mag aber im Herzen des Prinzen eine Spur davon zurückgeblieben sein, daß er solche Dinge hatte erleben müssen, eine Spur jener merkwürdigen und traurigen Tatsache, daß er gerade in der Zeit, in der er seine wichtigsten und glänzendsten Siege errang, die Türken bei Peterwardein schlug, Temesvar und Belgrad eroberte, daß er also gerade in dieser Zeit bei dem Kaiser in Ungnade war. Es wird denn auch erzählt, Prinz Eugen habe von den drei Kaisern, denen er diente, einmal gesagt: „Leopold ist mein Vater, Joseph mein Bruder, Karl aber ist mein Herr gewesen.“

Geistige Regsamkeit



Das Alter war für den Prinzen nur allmählich hereingedämmert. Doch es vermochte ihm nichts anzuhaben. War er auch zart von Gesundheit, so besaß er doch eine zähe Natur. Sein großer Geist blieb klar und regsam, und weder sein Fleiß noch seine Energie verließen ihn bis zuletzt. Nach dem spanischen Erbfolgekrieg und nach den letzten Türkenkriegen kamen stillere Jahre, die der Prinz in seinem Wiener Palast, in seinem Lustschloß Belvedere oder auf Jagdausflügen verbrachte. Die Staatsgeschäfte, mit denen er nach wie vor überhäuft war, ließen ihm dennoch Zeit, sich mit der Ausgestaltung seiner Schlösser, seiner Gärten und seiner Sammlungen zu befassen. Sein Haus in Wien, welches heute dem Finanzministerium eingeräumt ist, gilt jezt noch als einer der schönsten Paläste dieser Stadt. Sein Schloß, das „Belvedere“, das nachher Eigentum der kaiserlichen Familie geworden ist, gehört

in der wahrhaft majestätischen Pracht seiner Architektur und mit der herrlichen Anlage seines Gartens bis auf diesen Tag zu den stolzesten Zierden Wiens. Auf Schritt und Tritt, mit jeglichem Blick vermöchte man es hier, die Spuren von Eugens persönlichem Wesen zu finden. Denn er hat alles selbst angeordnet, alles ist nach seinem Geschmack entstanden, alles ist von ihm geprüft, ausgewählt und überwacht worden. Dieser Mann, der jahrzehntelang die Feldzüge des Kaisers ausgefochten hatte, der dann in den Friedensjahren den Hofkriegsrat und den Konferenzrat leitete, der die ganze auswärtige Politik des Reiches in seinen Händen hielt, fand außerdem noch Aufmerksamkeit und Spannkraft, mit Gelehrten, Philosophen und Dichtern in Briefwechsel und in persönlichen Verkehr zu treten, dazu seinen großen, fürstlichen Haushalt zu betreuen, und er verwandte seine Sorgfalt nicht bloß auf die Ausgestaltung seiner Gärten, sondern auch auf die Anlage seiner großen Menagerie und nicht zuletzt auf die Sammlung einer reichen Bibliothek. Für seine Gärten wurden Pflanzen aus allen Gegenden der Erde herbeigeschafft; ebenso waren seine Unterhändler in allen Hafenstädten beauftragt, seltene exotische Tiere für seine Menagerie zu erwerben, die sich im Belvedere-

garten befand. Löwen und Tiger, damals noch eine seltene Sehenswürdigkeit, wurden hier gehalten, und eine besondere Vorliebe besaß der Prinz für tropische Vögel. Ein prachtvoller Steinadler war einer seiner erklärten Lieblinge, und er soll ihn, wenn er in Wien war, immer selbst gefüttert haben. Ein weißköpfiger Geier, der lange Zeit im Besitz des Prinzen war, lebte im Belvederegarten noch bis zum Jahre 1824.

Alle geistigen Strömungen seiner Zeit kannte Prinz Eugen und verfolgte sie aufmerksam. Allen Künstlern, welche lebten, wandte er seine Teilnahme und sein Interesse zu. Er liebte die Malerei, er besaß eine Sammlung von wertvollen Kupferstichen, Porträts und Handzeichnungen. Er war mit dem berühmten Philosophen Leibniz durch jahrelange Freundschaft verbunden und plante mit ihm gemeinsam die Errichtung einer Akademie der Wissenschaften in Wien. Er zog den ersten französischen Lyriker jener Tage, Jean Baptiste Rousseau, in seine Nähe und ließ sich auch durch Rousseaus Undank nicht abhalten, für ihn zu sorgen. Von dem Geschichtschreiber Basnage de Beauval verlangte er dessen Geschichte der Juden und dessen Annalen von Holland und studierte diese Werke. Von Jean Baptiste Dubois erbat er dessen Geschichte der



Prinz Eugen und sein Steinadler

Malerei, den damals berühmtesten Kunstgelehrten Mariette berief er zu sich, als dieser noch ein junger Mensch war, und sandte ihn nach Stalien, damit er sich ausbilde, und bezeugte ihm fortgesetzt sein förderndes Wohlwollen. Wo er von Büchern hörte, die erschienen waren, ohne daß man sie ihm zum Kaufe angeboten hatte, schrieb er darum und ließ sie herbeischaffen. Zahllos waren die geistigen Interessen, die geistigen Beziehungen dieses seltenen Mannes. Diese Bücher, die man heute in der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien bewahrt, legen Zeugnis ab von seinem vielfältigen Wissen, von seinen ausgebreiteten Kenntnissen, von seiner hohen, allzeit lebendigen Lernbegier.

Als er in Ungnade war und mit dem Gedanken umging, alle seine Aemter niederzulegen und sich vom Hofe zurückzuziehen, äußerte der englische Resident Bedenken, ob es dem Prinzen, der an so viele Geschäfte und Geschäftigkeit gewöhnt sei, möglich sein werde, so viel Einsamkeit und Muße zu ertragen. Eugen aber entgegnete: „. . . Ich besitze einen ausreichenden Vorrat guter Bücher, um mich nicht zu langweilen.“

Prinz Eugen und der junge Friedrich



Wie Nacht und Tag sich in Morgen- und Abenddämmerung berühren, so berühren die Zeitalter einander, die versinkenden und die aufsteigenden. Während Eugens Epoche ihren Ausklang nahm, begannen ein neues Zeitalter und eine neue Macht heraufzuziehen. Prinz Eugen von Savoyen stand am Ende seiner Tage, und Friedrich von Preußen, den die Geschichte, den jeder, der menschliche Bedeutung zu erkennen vermag, den Großen nennt, stand in der Morgenstunde seines Daseins. Und diese beiden, der Träger einer ruhmreichen Vergangenheit und der Träger einer ruhmvollen Zukunft, begegneten sich.

Als der Kronprinz Friedrich von Preußen jenen verzweifelten Fluchtversuch unternahm, eingefangen wurde und zu Küstrin in enger Haft saß, war es der Prinz Eugen, der sich, vereint mit dem Kaiser, aufs

eifrigste bemühte, den väterlichen Zorn Friedrich Wilhelms zu besänftigen und um Schonung für den Kronprinzen zu bitten. Als Friedrich sich dann aufs heftigste gegen seine Vermählung mit der Prinzessin von Braunschweig-Bevern sträubte und die Frage aufwarf, warum man ihn denn nicht mit Maria Theresia verheirate, da war es allein der Prinz Eugen, der bei diesem Vorschlag des Jünglings höher aufhorchte und sofort erklärte, man könne sehen, „was für weit ausgreifende Ideen dieser junge Herr habe“. Er fügte hinzu: „Wiewohl diese Ideen noch flüchtig und nicht ganz überdacht sein mögen, muß es dem Kronprinzen Friedrich doch an Lebhaftigkeit und Vernunft gar nicht fehlen.“ Und der Prinz Eugen war es, der sogleich prophezeite, Friedrich werde dereinst seinen Nachbarn gefährlich werden!

Immer hatte sich der Prinz Eugen Mühe gegeben, das Mißtrauen, das zwischen dem Hof von Berlin und dem von Wien bestand, zu beseitigen und ein freundlicheres Verhältnis herbeizuführen. Friedrich Wilhelm verehrte Eugen aufrichtig. Er hatte 1709 den Feldzug in den Niederlanden unter Eugen und Marlborough mitgemacht, und seit jener Zeit eine lebhaftere Bewunderung für den Prinzen gehegt. Aber ein Schwindler

namens Klement wußte sich in der Folge beim König Gehör zu verschaffen und tischte ihm ein lächerliches Lügenmärchen auf. Der Kaiser, so behauptete Klement, habe auf Eugens Anraten alle Getreuen Friedrich Wilhelms bestochen. Der König selbst solle in aller Stille eines Tages auf seinem Schloß in Wusterhausen festgehalten werden. Den Kronprinzen Friedrich wolle man alsdann völlig unter österreichischem Einfluß erziehen. Freilich konnte nur ein Mann von der argwöhnischen Reizbarkeit Friedrich Wilhelms solch abenteuerliche Dinge glauben. Aber der König glaubte sie eben, wurde menschenfurcht und schwermütig, und erst als sein treuer Freund, der Fürst von Dessau, ihn geradezu nach seinem Kummer fragte und nicht abließ, in ihn zu dringen, kam alles ans Licht. Die feine und ruhige Art, mit der dann der Prinz Eugen dem König bewies, daß er einem Betrüger aufgefressen sei, überzeugte Friedrich Wilhelm. Er ließ Klement hinrichten und faßte wieder mehr Zutrauen zum Kaiser. Dennoch aber lasteten die ausgestandenen Seelenqualen noch lange auf Friedrich Wilhelms Gemüt, und auch sein Benehmen dem Kaiser gegenüber wurde vielfach davon beeinflusst.

Dem Prinzen Eugen jedoch sollte er nach wie vor

hohe Achtung. Als sich der König dann — es war im Mai 1725 — wieder der Politik des Kaisers zuwenden wollte, bot er zunächst dem Prinzen Eugen einen Zug kostbarer Pferde für den Marstall, dann ein Paar Elentiere und ein Paar Auerochsen für dessen Menagerie an. Durch diese Geschenke meinte er Eugens Unterstützung zu gewinnen. Solch ein Anerbieten war in jenen Zeiten nichts Ungewöhnliches. Ganz allgemein nahmen damals Minister und Gesandte von fremden Monarchen wertvolle Geschenke entgegen, ja man scheute sich nicht, bares Geld anzunehmen. Eugens Ehrgefühl jedoch war auch in diesem Punkt empfindlicher als das seiner Zeitgenossen. Er hatte den unumstößlichen Grundsatz, nur von seinem Kaiser Geschenke empfangen zu wollen, und so schlug er denn das Anerbieten Friedrich Wilhelms in aller Höflichkeit aus. Bloß die Tiere, die für seine Menagerie bestimmt waren, und deren Entgegennahme wohl nicht als Bereicherung gelten konnte, sollte ihm der König von Preußen senden dürfen. Es ist begreiflich, daß auch dieses uneigennützigte Verhalten die Achtung Friedrich Wilhelms vor Eugen noch steigerte.

Die militärischen Neuerungen Friedrich Wilhelms sah Prinz Eugen ohne viel Verständnis und ohne Wert-

schätzung an. Daß in diesem gleichmäßigen Drill, in dieser Zucht, in diesem eifrigen und pedantischen Exerzieren, in dieser eisernen, ausgezirkelten Ordnung der Beginn einer großen, folgensweren Umwälzung im gesamten europäischen Heerwesen sich ankündigte, daß Friedrich Wilhelm der Begründer einer neuen Epoche sei, konnte Eugen nicht einsehen. „Die stattlichen Leute und Pferde,“ schrieb er, „dann die Behendigkeit im Exerzieren samt der übrigen kostbaren Ausrüstung mag wohl äußerlich den Truppen ein gutes Aussehen geben,“ aber er meinte, daß, „wenn es zum Ernst kommen sollte, die Wirklichkeit schwerlich dem jetzigen Schein entsprechen wird“. Ein andermal schreibt er: „Das Exerzieren der preussischen Truppen hat immer etwas Gefünsteltes an sich, aber wenn es heute oder morgen zu einer Kriegsoperation kommen sollte, so werden diese Truppen schwerlich die Dienste leisten, die man sich von ihnen verspricht.“

Allein trotz dieser Meinung war Prinz Eugen zu allen Zeiten und besonders in den letzten Jahren seines Lebens bemüht, Freundschaft zwischen Oesterreich und Preußen zu stiften. Kaiser Karl VI. hatte keinen Sohn. Mit ihm mußte der Mannesstamm der Habsburger erlöschen, und der Gedanke an die Zukunft lag wie eine

schwere, beständige Drohung über Karls Regierung. Ueberall, wo nur habsburgische Prinzessinnen je einmal in fremde Fürstenhäuser geheiratet hatten, lauerte man schon mit den mannigfachsten Ansprüchen auf die große Erbschaft, bereit, sich um ihretwillen gegenseitig in die Haare zu fahren, und entschlossen, sie untereinander zu verteilen. Die deutsche Kaiserkrone und die österreichischen und italienischen Besitztümer waren in Gefahr, nach Karls Tod eine Beute vieler anderer fürstlichen Familien zu werden. Des, ob blieb Kaiser Karls größte Sorge, blieben alle seine Gedanken darauf gerichtet, die Thronfolge für seine Tochter Maria Theresia sicherzustellen. In diesem großen Unternehmen ist der Prinz Eugen des Kaisers Helfer, ja auch hier wieder sein Retter geworden.

Die spanische Partei am Wiener Hofe hatte Karl mit allen Mächten entzweit, hatte es bewirkt, daß Preußen sich zu England schlug, und daß der Kaiser wieder einmal ganz allein und ohne Verbündeten dastand. Fast schien es, als solle das Feuer des Krieges noch einmal von einem Ende Europas bis zum andern aufflammen. In dieser Not ließ der Kaiser alle seine Ratgeber, die ihn so arg in die Klemme gebracht hatten, fallen und legte alles in die festen, zügelsicheren, treuen

Hände des Prinzen. Eugen lockerte und löste vorsichtig die unselige Verbindung mit Spanien, den Plan, Maria Theresia mit einem spanischen Prinzen zu verheiraten, erstickte er im Keim, und immer wieder verwies er den Kaiser darauf, daß die deutschen Staaten seine besten und natürlichsten Verbündeten seien. Prinz Eugen, aus italienischem Blut und seiner Erziehung nach Franzose, ist um jene Zeit am österreichischen Kaiserhofe der einzige gewesen, der eine aufrichtige deutsche Gesinnung hatte, der einzige Mann, der sein Bestreben darauf richtete, den deutschen Kaiserthron auf deutsche Völker und Fürsten zu stützen. Ihm gelang es, den Kaiser mit König Friedrich Wilhelm zu versöhnen, und es gelang ihm, den Kaiser von Preußens Wichtigkeit zu überzeugen, das damals, obwohl es fünfmal kleiner war als Oesterreich, eine ebenso große und wohlgerüstete Armee und ebenso viele Einkünfte besaß wie der Kaiser. Dem Prinzen Eugen gelang es in vier Jahren, den Frieden zu erhalten, dem Kaiser mächtige Bündnisse zu sichern und die Pragmatische Sanktion zustande zu bringen, in der Maria Theresias Erbfolge ausgesprochen war.

Aber der Kaiser ließ sich gegen Eugens Rat bewegen, in den Streitigkeiten um die polnische Krone

Partei zu ergreifen. Zugunsten der Sachsen gestimmt, kam er wieder in sein unfreundliches Verhältnis zu Friedrich Wilhelm von Preußen. Seine übrigen Verbündeten verließen ihn, denn sie wollten ihm nur wegen der Pragmatischen Sanktion, nicht aber wegen Polen Beistand leisten, und wehrlos war Karl jetzt seinen Feinden preisgegeben. Der Kaiser aber war nirgends gerüstet, war, da es an Geld fehlte, nirgends vorbereitet.

Da war es nun noch einmal der Prinz Eugen, der Oesterreich vor dem Neuffersten bewahrte. Als er 1734, ein siebenzigjähriger Greis, ins Feld zog, schrieb ihm der Kaiser: „Ein glücklicher Hauptstreich ist das einzige noch übrige menschliche Mittel, um mich, mein Erzhaus und ganz Europa vor der Uebermacht des Hauses Bourbon zu retten.“ Aus diesen Worten spricht nicht nur die Gefahr, in der sich Karl VI. damals befand, sondern auch das tiefe Vertrauen, das er in die Heldenkraft des Prinzen setzte. Dieses Vertrauen war allgemein, und so großen Zauber übte der Name Eugens, daß der König von Preußen trotz seiner augenblicklichen Verstimmung gegen Oesterreich sich entschloß, in eigener Person ins kaiserliche Lager zu reisen, um, wie er sagte, „noch etwas von dem Prinzen Eugen zu lernen“. Aber auch den Kronprinzen beschloß der König mitzunehmen.

Der junge Friedrich sollte seine Feuertaufe unter Eugens Führung empfangen.

Einen Hauptstreich konnte Prinz Eugen nicht ausführen. Dazu war sein Heer zu schwach, waren die Mittel, die ihm zu Gebote standen, zu gering. Aber wie ein Wächter lag er vor den Pforten des Reiches, hemmte den Kriegslauf der Feinde und bewirkte es, daß sie ihre Kräfte verspritzten, ohne Schaden anzurichten. Er war in diesem Krieg der Held, der er in allen vorigen Kriegen gewesen. Der König von Preußen bat, im kaiserlichen Lager neben Eugen nur als Privatperson behandelt zu werden. Nur zur Parole wollte er sich täglich einfinden und ihn zu Pferde überall hin begleiten. Und Friedrich der Große erklärte später, die Ruhe, Klarheit und Umsicht dieses Feldzuges sei ihm eine Lehre fürs Leben gewesen.

Aus dem Lager von Weinsheim schreibt Friedrich an seinen Freund Gröben: „Hier ist der Exerzir-Teufel auch in die Kaiserlichen gefahren, denn der Prinz Eugen exerziret nun ärger als wir: er ist öfter drei Stunden selbst dabei, und fluchen die Kaiserlichen so viel auf uns, daß es so grausam ist.“ Hatte sich Eugen also doch, trotz seiner geringen Meinung von den Parade-soldaten, ein Beispiel an der preußischen Zucht und

Ordnung genommen, so bezeichnete sich Friedrich der Große in seinen späteren Tagen immer mit Stolz als einen Schüler des Prinzen Eugen.

Und als er selbst schon ein alter Mann geworden war, sagte Friedrich einmal zu dem Fürsten von Saxe in aufleuchtender Erinnerung: „Wissen Sie, daß ich noch die letzten Geistesstrahlen des Prinzen Eugen gesehen habe?“

„Vielleicht hat sich das Genie Eurer Majestät daran entzündet,“ meinte der Fürst.

Da entgegnete Friedrich: „Mein Gott, wer könnte es dem Prinzen Eugen gleich tun?“

So ehrt jeder wahrhaft große Mann die Größe des andern, indem er, die eigene Bedeutung vergessend, nur die hohe Leistung des andern bewundert. Hätte der Prinz Eugen über Friedrich reden können, er würde in seiner bescheidenen, edlen Weise wohl auch gesagt haben: Mein Gott, wer könnte es Friedrich dem Großen gleich tun?

Ende



Der Friede war geschlossen, und im Oktober 1735 kehrte der Prinz nach Wien zurück. Er hatte den Kaiser vor großen Verlusten bewahrt, hatte die Pragmatische Sanktion unverfehrt aus den Stürmen des Krieges gerettet, hatte die Vermählung Maria Theresias mit Franz von Lothringen, die der Kaiser so sehr wünschte, möglich gemacht. Am 31. Januar 1736 hielt Franz von Lothringen feierlich um die Erbin aller österreichischen Länder an, am 12. Februar wurde mit großem Gepränge die Trauung vollzogen. Eugen war bei allen diesen Festlichkeiten nicht mehr zugegen. Er war krank. Den Feldzug hatte er noch in voller Gesundheit überstanden, dann aber meldete sich sein schmerzhafter Husten wieder, der ihm das Sprechen unmöglich machte und seine Kräfte untergrub. Ärztlichen Beistand wies er beharrlich zurück. Erst auf das dringende Zureden des päpstlichen

Nuntius Passionei entschloß er sich, die Heilmittel zu nehmen, die ihm der Leibarzt des Kaisers, Garelli, bot. Langsam wurde sein Befinden besser, und man hoffte, er werde im Frühling, wenn die Sonne freundlichere und wärmere Strahlen niederfende, seine Gesundheit ganz und gar wieder erlangen.

Aber der Frühling raffte ihn hinweg. Am 20. April hatte er Gäste bei sich zu Tisch. Freudig nahmen sie wahr, daß er heute wieder wie sonst jedem, der kam, bis zur Tür entgegenging, und daß er jedem, der Abschied nahm, bis an die Treppe das Geleite gab. Er saß auf einem Taburett, das ja bekanntlich keine Lehne hat, und als man in ihn drang, doch in einem Armstuhl Platz zu nehmen, wies er diese Fürsorglichkeit lächelnd zurück und meinte: er sei das stramme Aufrechtstehen gewohnt. Den Abend verbrachte er, wie stets in gesunden Zeiten, bei der Gräfin Bathyann, wo er seine Partie Piquet spielte. Man merkte, daß ihm das Atmen schwer fiel, und daß er sich gewaltig zusammennahm, um seinen Zustand zu verbergen. Um neun Uhr kehrte er nach Hause zurück. Sein Kammerdiener wollte ihm ein schmerzstillendes Medikament reichen, aber Eugen lehnte es ab und meinte, es habe Zeit damit bis zum andern Morgen. Hierauf begab

er sich zur Ruhe. Als der besorgte Kammerdiener um Mitternacht nochmals das Zimmer seines Herrn betrat, um nachzusehen, fand er ihn ruhig schlafend. Am nächsten Morgen aber, da es im Gemach ungewöhnlich lange still blieb, drang man ein. Da lag der Prinz Eugen schon kalt und tot in seinem Bette. Friedlich und mild war der Ausdruck seiner Züge, als sei er ohne Kampf und ohne Schmerzen gestorben.

Mit einem düster-feierlichen Pomp, den Wien noch nie vorher geschaut hatte, wurde Eugen begraben. Sein Leib ruht im Stephansdom. Sein Herz hat man nach Turin gebracht, damit es dort in der Gruft der Fürsten von Savoyen bestattet werde. Karl VI. hatte die großartigen Leichenfeierlichkeiten angeordnet und hinzugefügt: „denn man soll sehen, daß des Verstorbenen Verdienste allzeit bei mir unsterblich sein werden“. Als der Kaiser dann einige Jahre später in großes Mißgeschick geriet, da rief er aus: „Ist denn mit Eugen der Glückstern völlig von uns gewichen?“ Und der Hofkanzler Singendorff, der so oft den Plänen Eugens hindernd in den Weg getreten war, brach in einer Stunde der Not voll Angst in den Ruf aus: „Wenn nur der einzige Eugen noch am Leben wäre, dann wäre uns allen geholfen.“

Einen genialen Feldherrn und einen großen Staatsmann nennt ihn die Geschichte. Einen unsterblichen Helden nennt ihn die Armee. Einen treuen Paladin nennen ihn die habsburgischen Fürsten. Das Volk aber, das immer ein so starkes Gefühl für die Reinheit seiner Seele, für die makellose Lauterkeit seines Charakters hatte, nennt ihn, wie jener unbekannte Kriegsknecht in den unbeholfenen, herzlichen Versen ihn genannt hat:

Prinz Eugenius, der edle Ritter.